



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 36. Sonntag den 6. September 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonizelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbiten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: — Wochentag. — Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten. — Der Herr der Heerscharen. — Aus dem Kalender der Woche. — Im Lode vereint. — Eine gewaltige Volksmission. — Was man verlernen soll. — Der tote Soldat. — Die Zeit großer Taten. — Ein Trostwort für die Mütter, Frauen und Bräute. — Sanct Michael, rette uns.

Wochentag.

- Sonntag, 6. September, 14. n. Pfingsten. (Schutzengelst.)
- Montag, 7. September, Regina, Jgfr. u. M. Magna.
- Dienstag, 8. September, Mariä Geburt.
- Mittwoch, 9. September, Von der Oktav, Gregorius.
- Donnerstag, 10. September, Nikolaus von Tolat.
- Freitag, 11. September, Von der Oktav, Probus.
- Samstag, 12. September, Mariä Namensfest.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Jesus warnt vor den ängstlichen Sorgen.

Evangelium Matth. 6, 24 - 33.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird sich dem einen unterwerfen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusehen? Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht und spinnen nicht, und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich und saget nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns kleiden? Denn nach all diesem rachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr dieses alles bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles gegeben werden.“

Der Herr der Heerscharen.

Es ist ein herzerhebender Anblick, wenn die Soldaten in endlosen Reihen mit klingendem Spiel an ihrem Kaiser vorüberziehen, kriegsmäßig ausgerüstet und bereit, Blut und Leben zu lassen für seine Ehre und zum Ruhm des Vaterlandes. Noch mehr Soldaten hat aber der Könige, aller Könige, der Herr der Heerscharen, der starke, unbewingliche Gott: ich meine die Engel, deren Gedächtnis wir heute feiern. Vernimm die Beschreibung des Propheten Aias: ich sah den Herrn sitzen auf einem hohen,

erhabenen Thron; Seraphim standen darauf; sechs Flügel hatte der eine und sechs Flügel der andere; mit zweien verhüllten sie ihr Angesicht und mit zweien verhüllten sie ihre Füße und mit zweien flogen sie. Und sie riefen einander zu: Heilig, heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerscharen; Himmel und Erde sind von seiner Herrlichkeit erfüllt.“ (Jes. 6,3)

Ein ähnliches Gesicht hatte Daniel, der mit heiligem Schauer folgendes erzählt: ich sah, wie Throne aufgestellt wurden und der Hochbetagte sich setzte. Sein Kleid war weiß wie Schnee, und die Haare seines Hauptes wie reine Wolle. Sein Thron waren Feuerflammen und die Räder desselben waren lodernes Feuer; ein feuriger, reißender Strom ging aus von seinem Angesicht. Tausend mal Tausend dienten ihm und zehn Tausend mal Hundert Tausend umstanden ihn; das Gericht setzte sich, und die Bücher wurden aufgeschlagen. Dan. 7,10

Welcher Kaiser oder welcher Herrscher kann eine Armee aufstellen, die den Vergleich mit den Engeln aushalten könnte? Wenn selbst ein Land fünf oder zehn oder gar 20 Millionen wehrfähiger Männer auf die Beine bringen könnte, — Gott verfügt über 10 000 mal 100 000, das macht tausend Millionen. Mit dieser Riesensumme will aber die Schrift keineswegs die Menge der Engel auf eine bestimmte Anzahl festlegen; sie will nur sagen, daß Gottes Heere unzählbar sind wie die Sterne des Himmels. Außerdem verfügt Gott noch über riesige, unerschöpfliche Reserven; er kann noch manches Armeekorps von Engeln aus dem Boden stampfen, aus dem Nichts hervorzuzaubern durch einen einzigen Hauch seiner Allmacht.

Mit welcher Ehrfurcht dienen diese höchsten Wesen ihrem Herrn und Schöpfer. Der heilige Johannes beobachtete in einer Erscheinung, wie alle Engel rings um den Thron standen und vor dem Thron auf ihr Angesicht niedersielen, Gott anbeteten und sprachen: Lob und Herrlichkeit, Weisheit und Dank, Ehre, Macht und Stärke sei unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. (Apc. 7,11)

Und welche Ordnung unter dieser Leibgarde der allerhöchsten Majestät! Die gesamte himmlische Armee ist in neun Ekdre abgeteilt: Engel, Erzengel, Kräfte, Mächte, Herrschaften, Fürstentümer, Tronen, Cherubim und Seraphim. Jeder Chor und jeder einzelne Engel hat seinen besonderen Wirkungskreis, sein besonderes Amt, seine besondere Dienstleistung. Auch herrscht unter ihnen Disziplin und freudiger Gehorsam. Da braucht es keinen Zwang keine Maßregel, keine Drohung, keine

Strafe. Alle werden getrieben von einem heiligen Pflichtgefühl, von reinem Eifer für ihren Dienst. Der Höchstkommendierende ist Gott. Seine Befehle vollziehen ist oberste Richtschnur, unaussprechliche Ehre, seliger Genuß.“ Preiset den Herrn, alle Engel die ihr gewaltig an Kraft vollbringt seinen Willen, sobald ihr vernehmt den Schall seiner Worte.“ (Ps. 102,20)

Wie mächtig aber die Engel sind, davon haben wir kaum eine blasse Ahnung. Ein einziger Engel stärkt den Mut auch der kleinsten Schar und löst ihr Siegeszuversicht ein gegen die stärkste Uebermacht. Im zweiten Buch der Maccabäer wird erzählt, daß eine Hand voll Juden unter Tränen zum Herrn geklagt haben, er möge ihnen seinen guten Engel schicken.“ Da erschien vor allen ein Reiter in weißem Gewande mit goldenen Waffen und hochgeschwungener Lanze. Da priesen die Juden allzumal den barmherzigen Gott und stärkten ihren Mut, daß sie bereit waren, nicht bloß Menschen, sondern auch die wildesten Tiere und eiserne Mauern zu durchbrechen.“ (2 Mac. 2,11.)

Ein Engel schlug die Erstgeburt der Ägypter, drang ein in die Häuser der Priester, der Vornehmen, ja sogar in die Kammer des königlichen Palastes und holte sich den Sohn Pharaos ebensogut wie den Sprößling des niedrigsten Sklaven.

Zur Zeit des Königs Ezechias zog Sennacherib, der König der Assyrier, mit einem überlegenen Heere gegen das schwache Juda. Doch Ezechias vertraute auf den Herrn und fand wunderbare Hilfe. Sennacherib sandte Boten an Ezechias mit der Botschaft: also spricht der große König der Assyrier: was ist das für eine Zuversicht, auf die du dich lehnest? Siehst du nicht, wie die übrigen Götter ihren Ländern nicht helfen konnten, und der Herr allein sollte Juda erretten aus meiner Hand? — Ezechias aber zerriß vor Schmerz seine Gewänder und begab sich ins Heiligtum und betete und sprach: Herr, Gott Israels, der du über den Cherubim sitzt, du bist allein Gott über alle Götter auf Erden; du hast Himmel und Erde erschaffen; neige dein Ohr und höre, öffne deine Augen und sieh; hilf uns aus der Hand des Königs Sennacherib, auf das alle Reiche auf Erden erkennen, daß du der Herr, der Gott Israels bist. — Der Herr aber sprach zu Ezechias: der König der Assyrier soll nicht kommen in diese Stadt und keinen Pfeil hineinschießen. — Und es geschah in der folgenden Nacht, da kam der Engel des Herrn und schlug im Lager der Assyrier 185 000 Mann. Die übrigen machten sich aus

dem Staub und der König Sennacherib wurde erschlagen. (4 Kön. 19).

Solche Heldentaten verrichtet ein einziger Engel im Auftrage und in der Gewalt des allmächtigen Gottes. Er ist der Herr der Herrscharen, der Herr mächtig und stark, der Herr, mächtig im Krieg (Ps. 23). Wer ihn zum Helfer hat, wird nicht scheitern. Beten wir in diesen schweren Tagen zum Gott Sabaoth, zum Herrn der Heerscharen. Beten wir auch zu den Engeln um ihren Schutz und ihren Beistand.

Zu dir wende ich die Hände,
Herr ohn' Anfang und ohn' Ende!
Vor Gefahren uns zu wahren
Sende deiner Engel Scharen.

Ich schließe mit den Worten des 45. Psalmes:

Der Herr ist unsre Kraft und Zuflucht,
In aller Not ein treuer Helfer.
Wir stehen fest und unerschüttert,
Mag auch die Welt in Stücke gehen
Der Herr der Engel mit uns streitet
Und Jakobs Gott ist unser Helfer.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Ein treuer Begleiter.

Wie mit Recht das Auge der Spiegel der Seele genannt wird, so ist auch gewissermaßen die Wohnung ein Spiegel des Geistes, der die Bewohner derselben beherrscht. Fehlt an der Wand das Kreuz, das Zeichen unserer Erlösung, erblickst du nirgends ein Marienbild, so kannst du versichert sein, daß kein besonderes kräftiges religiöses Leben jene besetzt, die tagaus tagein in diesen Räumen weilen; wäre dies dies der Fall, dann würden sie sich ja auch sichtbar unter den Schutz des Gekreuzigten und seiner hehren Mutter stellen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß dort, wo alle Wände mit Heiligenbildern geschmückt sind, auch wirkliche, echte Frömmigkeit und teurer Glaube vorhanden sein müsse, denn die Bilder können von den frommen Vorfahren herrühren; aber das Fehlen jeglicher Gegebenheiten, der auch die Zugehörigkeit der Familie zum katholischen Christentum hinweisen könnte, läßt mit ziemlicher Sicherheit auf religiöse Gleichgültigkeit schließen.

Die frommen Bilder an der Wand sind für eine christliche Familie von Nutzen; oft und oft fällt der Blick auf sie und unwillkürlich läßt der Mensch die ernste Predigt der stummen Malerei auf sich wirken. Von selbst erwachen die Erinnerungen an all das, was er als Schulkind von dem ans Kreuz geschlagenen Heiland der Menschheit, von seiner jungfräulichen Gebärerin, von seiner weltumfassenden Stiftung, der Kirche, gehört, und um diese wiedererwachten Kenntnisse gruppieren sich dann wenn auch nur teilweise und nicht immer gleichzeitig, die wichtigsten und notwendigsten Lehren des heiligen Glaubens.

So sagt auch das Schutzengelbild, das in den meisten katholischen Familien nicht fehlt, dem Beschauer gar vieles. Sie ist ja allbekannt, die liebliche Darstellung. Ein anmutiger Jüngling mit mächtigen Schwingen führt ein Kind über einen schmalen Steg, unter dem ein tiefer Abgrund gähnt, sicher auf ein festes Land; oder er wehrt einer jungelnden giftigen Schlange, die auf das erschrockene Kleine losfährt; oder er hält es fest, während es sich über einen steilen Abgrund beugt, um ein Blümlein zu pflücken. Immer ist er auf seinen Bildern der mächtige Schützer und Helfer in Gefahren für das Menschenkind.

Und an diese Tatsache, daß Gott der Herr jedem Menschen einen Schutzgeist für die Reise durch das Erdenleben mitgegeben, gemahnt eben das Schutzengelbild in der Stube, mag es ein beruhter alter Stahlstich oder ein farbenfroher Oel-Druck sein. Und aus diesem Gedanken schöpft der Mensch beseligenden Trost; nicht allein wandelt er seines Weges, sondern ein nichtfahrender Gefährte schreitet neben ihm her und bewacht ihn in aller Gefahr der Seele und des Leibes. Und leise steigt ein Bortwurf auf in der schuldbewußten Seele, daß sie den treuen Begleiter betrübt habe, durch mancherlei Abkehr vom Psalmen christlicher Pflichten, und daran knüpft sich der gute Vorsatz, in Zukunft ihm nur Freude zu machen. So viel kann ein einfaches Bild auf einen Menschen, der guten Willens ist, wirken.

Vielleicht wird manch ein Ungläubiger oder ein arger Zweifler, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen,

diese Ausführungen des Kalenderschreibers vornehmlich belächeln. Aber mit Unrecht! Das Eingreifen des Schutzengels in verschiedenen Gefahren, besonders der Kinder, ist ganz offenkundig und Jeder wird in seinem eigenen Leben oder in seiner Umgebung derartige Fälle erlebt haben. Vor einiger Zeit erst erzählte mir ein Bekannter, daß er selbst gesehen hatte, wie in einem Nachbarhaus von dem Fenster des ersten Stockwerkes ein Kind auf die Straße stürzte. Die Fensterflügel waren nur scheinbar geschlossen gewesen; das Kind lehnte sich dagegen, sie gaben nach und das Kind sauste in die Tiefe. Entsetzt eilte alles, was auf der Straße war, zu dem Kinde und totbleich und bebend kam seine Mutter aus der Wohnung herab. Doch der Schutzengel hatte seine Pflicht getan. Wohl weinte das erschrockene Kind, aber es wies nicht die geringste Verletzung, ja nicht einmal eine Hautabschürfung auf.

Am nächsten Sonntag, dem ersten im September, feiert die Kirche das Fest der heiligen Schutzengel. Danken wir an diesem Tage auch unserm Schutzgeist für all seine Güte, die er auch uns schon erwiesen und empfehlen wir ihm auch für die Zukunft unsern Leib und unsere Seele!

Der Kalenderschreiber.

Im Tode vereint.

Es ist etwas Eigenes um das Abschiednehmen von der Heimat, von dem Vaterhaus. In wunderbarer Klarheit leuchtet die Erinnerung an die frühesten Kindheitstage auf und läßt uns all die kleinen Freuden noch einmal erleben. Zukunftssträume, unerfüllbare Wünsche, Jugendglück und Jugendspiele: sie liegen wie ein schimmerndes Märchen vor dem erweiterten Blick und füllen das Herz mit Wärme und Sehnsucht, mit Heimatglück und Scheidewehe. Das alles war dein — das alles bleibt zurück auf der Scholle, die du nun verlassen mußt, und Neues tritt an dich heran — vielleicht Erfüllung deiner kühnsten Wünsche — vielleicht Not und Enttäuschung — wer weiß es?

Es ist immer ein Stück Himmel verloren — ein Paradies weggenommen, wenn der Mensch die Stätte verläßt, wo er als Kind gelebt hat, wo er zur Lebensreise herangewachsen ist unter der Obhut und Fürsorge treuer Eltern.

Das hatte der junge Förstersohn erfahren, als er zum erstenmal Abschied genommen hatte von dem stillen idyllisch gelegenen Forsthaus, von dem geliebten Wald und Städtchen, wo er seinen ersten Unterricht erhalten, wo liebe Menschen wohnten, die er ins Herz geschlossen hatte. Aber ihn lockte damals das Studententleben, die Welt, deren Glanz er ja nur aus Büchern und Erzählungen kannte, ihn trieb Tatendurst, Ehrgeiz und Wissbegierde hinaus ins Leben, das ihm so verheißungsvoll entgegenstrahlte. Doch immer blieb das schmucke Forsthaus das Ziel seiner Ferien. Und seit er beim Militär war, da zählte er die Tage bis zum Urlaub, der ihn in seinen Bunderwald führte, den er so liebte wie nichts auf der Welt.

Der Vater war bald nach seinem Weggang in die Universität gestorben. Da bezog seine Mutter ein kleines Häuschen, am Wald gelegen, wo sie nur noch für ihn lebte und arbeitete.

Heute galt es nun einen anderen Abschied zu feiern — vielleicht für immer. In den Krieg durste er ziehen — das tat er mit Freuden, aber — da die alte Frau zurücklassen, die ihm an den Augen ab sah, was sie ihm Gutes tun konnte? Das machte ihn doch weich; wenn nur erst dieser Abschied vorüber wäre!

Da stand sein gutes treues Mütterlein und packte ihm Strümpfe und Wäsche ein, die sie in einsamen Stunden für ihn angefertigt. Dazu legte sie alle möglichen guten Dinge, die ihm wohlthun sollen, nichts hatte sie vergessen, gar nichts. Zuletzt legte sie noch ein Beutelschen mit blanken Geldstücken angefüllt, die sie zusammengespart hatte für ihren Jungen, der nun in Feindesland ziehen mußte, zu streiten für seinen Kaiser und sein Vaterland. Manche heiße Träne tropfte mit hinein in die Liebesgaben ihrer nimmermüden Hände. Und er stand dabei und sah auf ihr still-geschäftiges Tun, sah, wie sie den Schmerz bekämpfte, die Tränen verhielt — seinetwegen! Es ist doch etwas Herrliches um eine rechte Mutter! Nie denkt sie an sich — immer nur an ihre Lieben. Nie hat sie Ruhe — immer muß sie sorgen und schaffen — Freude kennt sie nur, wenn sie sieht, daß er gut vor sich ist, dann strahlt ihr faltiges Gesicht, verkündet von innerer Zufriedenheit und Herzensgüte. O Mutterherz, wie bist du heilig und groß! Erst wenn das Scheiden kommt, lernt man dich ganz verstehen!

Jetzt gab sie ihrem leidgefüllten Herzen einen Ruf, er sah es wohl, und sie zwang sich zu einem rührenden

Lächeln, um ihm nicht das Scheiden gar so schwer zu machen.

„Nun hast du alles in bester Ordnung, mein lieber Bub, und jetzt mußt du noch einmal tüchtig essen. Alle deine Leibspeisen habe ich dir gekocht — komm nur, es wird dir schon munden. Und sie hängt sich an seinen Arm und zieht ihn mit an den gedeckten, mit Blumen geschmückten Tisch. Wie sie doch klein geworden war. Es kam ein fast väterliches Gefühl über ihn, dieses zarte Frauchen zu schützen und zu pflegen. Und doch gab es weit und breit keine Frauenseele, die so heldenhaft Leid und Sorgen zu tragen wußte, wie seine kleine Mutter. Wie träumend sitzt er auf dem alten Sofa, das so viel von seinen Knabenjahren erzählte konnte. Er weiß kaum, was er ist, aber er muß der sorgenden Liebe seiner Mutter Bescheid tun. Ein seltsames Ahnen sagt ihm — ich gehe für immer, aber er schüttelt die Wehmutsstimmung ab, die ihn besfallen hat, er darf sich doch von seinem tapferen Mütterlein nicht beschämen lassen und dann — er ist Soldat.

Sie schaut ihn immer wieder an mit ihren wissenden Augen, die bis auf den Grund der Seele zu schauen vermochten; denn ein Mutterauge sieht alles. Sie sieht das Weh, das in ihm aufsteigt. Da fängt sie an, alte Kriegsaneddoten von anno 70 aufzusuchen, da nimmt sie seinen Kopf zwischen die Hände und scherzt mit ihm wie mit einem Kind, und plötzlich erinnert sie sich, wie er als kleiner Junge auf des seligen Vaters Knien immer reiten wollte, wie der Vater ihn durch scheinbares Fallenslassen zu schrecken versuchte und wie er dann led mit seinen kleinen Händen des Vaters Bart ersaßte und aufschauend ohne Furcht sich daran festhielt. Da habe der Vater oft gesagt: „Der Jung ist gut, der weiß sich zu halten!“ Und sie habe dann stolz gedacht: na ja, der wird einmal ein flotter Soldat! Und jetzt bist du so groß und stattlich und so schön in des Kaisers Rod. Wenn ich ein junges Mädchen wäre und nicht deine alte Mutter, die ja ohnedies sterblich in dich verliebt ist, ich würde mein Herz verlieren. Da mußte er lachen, so recht herzlich auslachen, und das hatte sie ja gerade gemollt, die Güte, er sollte heiter sein bis zum letzten Augenblick. Er sah die innere Freude ihres Erfolges aus ihren Augen leuchten.

So verbrachten sie die Zeit mit Lachen und Erzählen. Unterdessen rückte die Stunde immer näher, die ihn abrief, und plötzlich wurde sie eifrig.

„Aber nun, Bub, wird's Zeit. Jetzt mußt ich dir noch alles sagen, was mir auf dem Herzen liegt.“

„Ich habe schon einmal einen, der meinem Herzen nahe gestanden, in den Krieg ziehen sehen: deinen Vater. Damals war ich seine Braut. Ihm hab' ich damals gesagt: Gehe mit Gott! Du hast jetzt keine andere Braut als deinen Degen, deine Liebe gehört jetzt dem Vaterland, nicht mir. Ich aber will für dich beten, für dich und die deutschen Truppen und . . . will deiner harren. Und kommst du nicht mehr, dann will ich meinem Helden treu sein, treu, wie er treu seiner Fahne war. Da blühte es in den Augen meines Vaters auf, mein Sohn, er drückte mir die Hand: Jetzt weiß ich erst, wie groß du bist. Will's Gott, lehr ich als Sieger wieder, dann gründe ich ein echtes deutsches Heim mit einer deutschen Heldin, die soll das Herz des Hauses sein, Kern und Stern.“

Und du weißt es ja, mein Junge, wie er uns von den glorreichen Siegen erzählte, weißt von dem tollkühnen Waffentaten des todesmutigen Heeres von anno 70. Hast ihn ja auch gesehen, wenn er stolz das Eiserne Kreuz auf seiner Brust getragen — es war immer ein seltener Feiertag! — und hast auch beobachtet, wie er es in Stunden der Erinnerung ehrfürchtig, mit stiller Rührung an die Lippen drückte.

Jetzt schide ich auch dich hinaus, und nun sage ich auch dir: wenn die Türe hinter dir ins Schloß fällt, habe ich keinen Degen mehr. Der Soldat gehört dem Kaiser, sein Herz nichts anderes mehr kennen als Blut und Leben einzusetzen für Deutschlands Ehre und Gut. Aber Gott muß du mir im Herzen haben, denn ohne ihn gibts weder Sieg noch Frieden.“ Sie hob aus ihrer Tasche den Rosenkranz: „Da, ich habe täglich für dein Wohl daran gebetet, nimm ihn mit, er soll dir in schwerer Stunde den Trost geben, den ich dir nicht zu geben vermag.“ Sie hält inne — Tränen erstikten ihre Stimme und rollen unaufhörlich über das alte, leibdurchfurchte liebe Gesicht — „bleib brav, mein Junge, begehe keine Noheit, achte die Frauen, auch die des Feindes und mache deinem Kaiser Ehre! — Komm, noch das Weihwasser, wie ich es dir als Kind gab“ — er kniet sich auf den Boden — „es segne dich der allmächtige Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, er beschütze dich in Not und Gefahr — Amen. Und nun gehe in Gottes Namen.“

Er küßte ihre weissen Hände in tiefer Rührung, schaut noch einmal in die treuen, guten Mutteraugen, dann überströmte ihn plötzlich das Gefühl der Kraft und des Mutes — diese Frau da, die Mutter, sie hat ihm den Weg gezeigt, den er mit glühender Begierde zu gehen wünschte — den Weg zum Heldentod.

„Leb wohl, Mutter, ich will mich als tapferer Krieger meiner Eltern wert zeigen. Leb wohl, du Gute, bald sollst du von mir hören!“

Die Türe hinter ihm fällt schwer ins Schloß — die alte Försterin war nicht mit ihm hinausgetreten, — er aber schreitet festen Schrittes dahin — freudig und hochgemut. Leb wohl, du Heimat, — mich ruft die Fahne — leb wohl, du Wald, du lieber Freund, — mich ruft die Pflicht! —

Alle Tage sah man die alte Försterin zur nahen Wallfahrtskapelle pilgern, wo sie für Deutschlands Waffen Gottes Segen erlebte und stundenlang für ihren lieben Buben betete. Sie alterte plötzlich ungemein. „Wer weiß, ob sie des Jungen Heimkehr nur erlebt?“ sagen die Leute, „so versonnen und still, wie sie jetzt ist, seit der Sohn in den Krieg gezogen, war sie nie, es geht an ihr das Heimweh.“

Da kam die Siegesnachricht von der Schlacht bei Metz. Es flatterten die Fahnen so freudig im Städtchen, es klangen die Vaterlandslieder so siegesfroh und begeistert hinauf bis zum Waldbrand, ins Stübchen der alten Frau — aber sie sitzt da mit gefalteten Händen — ihr Blick geht in die Ferne — sie schaut ein ungeheures Schlachtfeld, — flammende Loben sieht sie zum Himmel steigen, Ströme von Blut sieht sie fließen, — Kanonendonner, Waffengeklirr, Schmerzens- und Triumphgeschrei dringt an ihr Ohr. Und in all dem Gewirr der Massen schaut sie ihr Kind, ihren Buben mit blitzenden Augen, — seine Kleider staub- und blutbefleckt, mit Löwenmut sich hineinstürzen in das Kampfgewühl, — sie sie ihn plötzlich im erbitterten Kampf um die Fahne seines Regiments, — sieht, wie er sie dem Feinde entreißt, — sieht ihn fallen, — sieht die Massen über ihn hingehen. Da ist es ihr, als müsse sie helfen, es reißt etwas in ihr entzwei — sie streckt die Hände nach ihm aus, nach ihm — aber sie wird so müde. Dann weiß sie nichts mehr.

Der Förstersohn wurde schwer verwundet, mit seinem Körper die Fahne deckend, auf dem Schlachtfeld gefunden und nach dem nächsten Lazarett gebracht. Noch auf dem Transport gab er den Geist auf. Um die Hand hatte er den Rosenkranz seiner Mutter geschlungen und seine letzten Worte waren: „Mütterle, wir haben gesiegt!“

Als die Todesnachricht in der Heimat eintraf, läuteten die Glocken zum Begräbnis der alten Försterin, die von einem Herzschlag getroffen, tot in ihrer Stube gefunden worden war. Sie wollte ihren Buben dort oben erwarten und selbst ihm den Siegestranz reichen, treu im Leben und im Tode vereint. — Heil dem Land, das solche Heldenöhne und solche Heldenmütter hat!

Eine gewaltige Volksmission.

Wer einmal einer großen Volksmission beiwohnte, wird schwerlich den mächtigen Eindruck vergessen. Diese ernste weisevolle Stimmung der Menge, diese religiöse Begeisterung, die alles mit sich reißt! Vom Morgen bis zum Abend sind die Kirchen gefüllt, die Beichtstühle umlagert. Alles sucht sich mit Gott und seinem Nächsten auszuföhne, langjähriges Unrecht wird gut gemacht, mit alten Leidenschaften wird gebrochen, eingeroftete Feindschaften werden beendet, die ganze Gemeinde wird ein Herz und eine Seele.

Diesen Eindruck bekommt man, wenn man unser deutsches Volk nach Ausbruch des Krieges betrachtet. Welcher Ernst, welche Frömmigkeit, welche Begeisterung, welche Opferwilligkeit, welche wundervolle Einheit! Der Kaiser hat recht, es gibt keine Parteien mehr, es gibt nur Deutsche, aber gläubige Deutsche, die „demütig vor Gott, kampfesfroh gegen den Feind, fest und getreu, ernst und ritterlich sind wie ihre Väter“. Deutschland scheint im Augenblick wieder das Land der Gottesfurcht und frommen Sitte.

Kurz nach der Kriegserklärung fuhr ich, so schreibt der Jesuitenpater Thill in der Zeitschrift „Männerapostolat“, mit einem Kollegen von der Nordgrenze Deutschlands durch Schleswig-Holstein über Hamburg, Bremen, Münster bis an den Rhein. Es war eine überaus beschwerliche Reise, mehrere Tage und Nächte hindurch, und doch weiß ich nicht, ob ich je eine schönere gemacht habe. Was mir die Fahrt unvergeßlich machen wird, war die musterhafte, wahrhaft erbauliche Haltung unseres Volkes und besonders der jungen Krieger.

Unsere Begleiter waren hauptsächlich Reservisten und Freiwillige. Auf der ganzen Reise hörte ich

von den Tausenden jungen Kriegern, mit denen ich zusammenkam, kein Wort gegen Religion und gute Sitte. Daß wir, mein Kollege und ich, in unseren Priesterkleidern saßen, brachte uns auch in protestantischer oder sozialdemokratischer Gegend keinerlei Spott oder Verachtung ein, im Gegenteil, unsere Mitreisenden waren erfreut, wenn wir uns mit ihnen unterhielten, behandelten uns mit größter Hochachtung, fanden immer noch ein Plätzchen für uns, wenn auch das Abteil überfüllt war, räumten uns die Sitzplätze ein und duldeten nicht, daß wir standen. Die jungen Leute waren zutraulich, wie die Kinder, besonders natürlich in katholischen Gegenden, wo es sogar vorkam, daß wir laut mit dem christlichen Gruße begrüßt wurden.

Nie hätte ich gedacht, daß in unserem Volke so viel religiöser Sinn, so viel Begeisterung und Opfermut schlummere, wie hier der Krieg geweckt hatte. Auf unserer ganzen Fahrt von Schleswig-Holstein bis an den Rhein wurden die jungen Krieger mit Jubel begrüßt und mit allerlei Erfrischungen: Milch, Limonade, Kaffee, Tee usw. erquickt. Nur alkoholische Getränke weder an den Stationen noch in der Nähe derselben. Was wenige Volksmissionen erreichen, hatte der Kriegsruf bewirkt, alle waren Abstinenzler geworden. Kein Opfer schien mehr zu groß. Auf der Reise erfuhr ich, daß sich bereits über 1 Million Freiwillige für den Krieg gemeldet hatten, so daß man viele zurückweisen mußte. In Altona zeigte mir ein junger Mann die eben eingelaufene Nachricht von Englands Kriegserklärung und sagte mit Tränen in den Augen: „Da sehen Sie, England hat uns den Krieg erklärt, und ich darf nicht mitziehen; ich habe mich freiwillig gemeldet, aber man hat mich zurückgewiesen.“

Ich sah Männer, die sich von ihren Frauen, Söhne, die sich von ihren Eltern losrissen. Gewiß schnitt es in ihre Seele, wenn ihnen mit zitternder Stimme „auf Wiedersehen“ nachgerufen wurde, hie und da konnte man auch eine unterdrückte Träne bemerken, aber sie waren gefast, sie fanden es als selbstverständlich, daß sie solche Opfer bringen müßten. Mutig und stark, selbst patriotische Lieder singend, fuhren sie dem Schlachtfeld zu. Manche todmüde, da sie 4—5 Nächte durchgefahren waren, aber kein Wort der Klage; man muß ja Opfer bringen.

In einem Dorfe in der Nähe von Osnabrück machten wir eine kurze Rast. Auch dort hielt der Krieg Mission. Von den jungen Männern waren nur wenige mehr da, sie waren in den Krieg gezogen. Aber welcher Ernst, welche religiöse Weihe lag über der Gemeinde! Morgens bei der hl. Messe und abends zum Rosenkranz war die Kirche gefüllt, ähnlich wie in der Missionszeit. Auch tagsüber traf man Personen mit vertrockneten Augen vor dem Tabernakel knien. Die jungen Männer, die in den nächsten Tagen zum Kriege ausziehen mußten, empfingen jeden Morgen die heilige Kommunion mit rührender Andacht. So hatten es alle getan, die bereits ausgezogen waren. Sie wußten ja nicht, ob es nicht ihre letzte Begehrung sei. Ich hörte von solchen, die sich an der Mission nicht beteiligt hatten, jetzt aber ihr Gewissen in Ordnung brachten. Der Krieg hatte sie zu eifrigen Mitgliedern des Männerapostolates gemacht. Selbst die Andersgläubigen ahmten das Beispiel nach. Der protestantische Prediger hielt jeden Morgen Abendmahl, und seine Gemeinde kam, selbst solche, die sich vorher nicht am religiösen Leben beteiligten.

Das sind nur einige Proben von der gewaltigen Mission des Krieges. Er hat den religiösen Sinn unseres Volkes mächtig geweckt, hat Millionen ihrem Gott wieder näher geführt, die schroffsten Gegensätze vereint, Deutschland zu einem Volk von Brüdern gemacht, die Hab und Gut, Blut und Leben freudig zum Opfer bringe.

Mögen diese Erfolge von Dauer sein!

Was man verlernen soll!

Vor allem die Ungebild; sie schafft nichts Gutes, aber viel Schlechtes. Zu Beginn des Krieges machte sie sich überall bemerkbar, denn naturgemäß flossen nur sehr langsam und in gedrängter Kürze die ersten Kriegsnachrichten. Mit dem Fortgang des Krieges beginnt man wohl allmählich die neroöse Ungebild abzulegen, nicht abgelegt haben viele unseres Volkes und zwar Männer und Frauen eine gewisse leichtfertige Schwachhaftigkeit.

Die ungläublichsten Erzählungen finden ihre Verbreiter und finden offene Ohren. Sinnlos und wahllos werden unwahre Nachrichten in die Welt gerufen, unkontrollierbare Gerüchte weiter verbreitet! Und die Folgen: „Die Zunge ist zwar ein kleines

Glied, richtet aber Großes an! Siehe ein kleines Feuer? welchen großen Wald zündet es an!“ Namenloses Weh in vielen Familien, die den Nachrichten Glauben geschenkt, und darum über ihre Lieben im Felde in fortwährender schmerzlicher Sorge sind! Grundlose Verdächtigungen und zahllose Verleumdungen einzelner Personen und ganzer Stände, denen leichtfertige Äußerungen Ehre und guten Namen geraubt und den Mafel verräterischen Treibens ausgedrückt. Hierher gehört die niederträchtige Verleumdung, elsässische Geistliche hätten aus dem Hinterhalt auf deutsche Truppen geschossen und Spionendienste getan, wofür sie standrechtlich erschossen worden seien. Das ist, wie jetzt staatliche und kirchliche Behörden festgestellt haben, eine gemeine Verleumdung. Also vorsichtig sein mit der Zunge. „Wenn jemand ein Gottesfürchtiger zu sein wähnt und seine Zunge nicht im Zaume hält, sondern sein Herz täuscht, dessen Religion ist eitel.“ (Joh. 1. 26.) Darum auf zum Kampfe gegen das eigene Ich, auf zum Kampfe für geistige Größe! Tugend- und Geistesgröße gewinnt man nicht, bewährt man nicht, wenn man sich gehen läßt, sondern nur, wenn man sich in strenge Zucht nimmt. Geistige Größe ist wie eine Rose, wer sie pflücken will, darf den scharfen Dorn der Selbstverleugnung und Selbstzucht nicht fürchten!

Der tote Soldat. *)

Auf ferner fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat
Ein ungezählter, vergessener
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viele Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß der da liegt
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallenen
Biel Frag und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten,
Gibt's weder Träne noch Wort

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendrot,
Ein Vater voll banger Ahnung,
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!“

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet,
Die Uhr blieb steh'n um Elf!“

Da starrt ein blaßes Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht,
Und ist er dahin und gestorben,
Niemem Herzen stirbt er nicht.

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernern Aue,
Hinüber in raschem Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Träne
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweiht nicht liege
Auf ferner, fremder Au!

J. G. Seidl.

Dieses alte ergreifende Gedicht bringen wir jetzt, wo auch so mancher braver Soldat aus unsern besten Regimentern gefallen ist, wieder in Erinnerung.

Sanft Michael, rette uns!

(Siehe das Gedicht in der Beilage.)

Es geziemt sich in diesen bitteren Tagen, die Fürbitte des heil'gen Erzengels Michael anzurufen. Schon in der Ungarnschlacht auf dem Beszeld, vor bald 1000 Jahren, zog dem deutschen Heere das Banner Sankt Michael's voran und der Schlachtgesang lautete: „O unbeflegbar starker Held, Herzog Michael! Führe du das deutsche Heer ins Feld, Herzog Michael! Du unser Führer in dem Streit, beschirmest treu die Christenheit. Kyrie eleison!“ Wie damals in den Augusttagen 955 ringen unsere Väter und Brüder mit der Uebermacht, aber auch wie damals ringen Frauen und Kinder die Hände vor den Altären und sehen um Sieg und Frieden. Sankt Michael, salva nos!

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Die Zeit großer Taten

Ist jetzt auch für uns gekommen. Im vorigen Jahre haben wir die Ruhmestaten unserer Väter und Ahnen jehnd gefeiert; wie so oft im Laufe der Jahre haben wir da wieder allen unseren Patriotismus, unsere Entschlossenheit und unseren Mut unter rauschenden Festlichkeiten bei klingendem Spiel aufflammen lassen und in begeisterten Reden beteuert. Aber Worte gelten nichts ohne Taten. Lange haben wir uns am Ruhm unserer Väter vor 100 Jahren und in den glorreichen Tagen von 1870-71 gesonnt, jetzt gilt es diesen Ruhm festzuhalten, zu mehren und unserem lieben Deutschen Vaterlande einen neuen Ruhmesstranz heimzubringen.

„Denn nimmer trägt der freie Mann
Zum bloßen Spiel die Wehre;
Ein Tropf, der sie nicht brauchen kann
Für Freiheit, Recht und Ehre!“

Gott sei dank ist der Herr der Heerscharen mit unserer gerechten Sache. Es geht vorwärts von Sieg zu Sieg!

Von gleichem Eisen sind ja doch
Die Jungen wie die Alten;
Der deutsche Adler lebe hoch!
Er wird den Kranz behalten.

Große Taten müssen aber nicht nur unsere Soldaten auf dem Felde der Ehre, auch wir zu Hause müssen solche vollbringen. Eine patriotische Tat ist es, wenn wir die großen Opfer, welche der Krieg von uns allen fordert, ohne Klagen und mit Begeisterung auf uns nehmen, das große gemeinsame Werk zu fördern, wenn wir jetzt, da so viele Arbeitskräfte fort sind, mit doppelter und dreifacher Anstrengung unser Hauswesen besorgen, die Ernte einbringen und den Männern für die Heimkehr den Unterhalt sichern.

Es ist eine große, schwere Zeit, und da gilt es nicht bloß groß zu sein in Taten, sondern auch groß im Leiden. Daß der Krieg Leiden mit sich bringt, erleben wir schon aus der Noiltane zu allen Heiligen, wo die flammende Bitte steht: „Vor Pest, Hunger und Krieg, erlöse uns, o Herr!“

Nicht bloß die Männer im Felde haben große Strapazen und ~~zu~~ zu tragen, sondern auch die Zurückgebliebenen und namentlich die Frauen, die Mütter, die Töchter und Bräute. Seit dem Krieg von 1870-71 ist nicht mehr eine solche Trauer durchs Land gegangen, haben nicht mehr so große, allgemeine Leiden auf uns gelastet, wie dormalen. Ich kann's wohl ahnen, aber nicht ganz fühlen, wie mancher Frau, mancher Mutter in diesen Tagen zu Herzen ist. So viel begreife ich, daß sie ein wahres Todeswehe in der Seele tragen, und ich möchte gern, gern helfen, kann's aber nicht. Höret auf ein tröstliches Wortlein! Es ist eine große, heilige Sache, für die ihr leidet, und eure Leiden haben vielleicht stärkeren Wert, als die Taten der Männer. Im Kriege können ganz gewiß auch die Leidenden, betenden Frauen unendlich viel zum Siege beitragen. Eine berühmte Schriftstellerin sagte einmal: „Der Mensch wird umso edler, je mehr er leidet.“ — Gleich einem Edelstein wird die Seele durch das Leiden gereinigt und poliert, daß sie wunderbar strahlt. Wie viel Eigenjucht, Sinnlichkeit, Härte, Kleinlichkeit und Empfindlichkeit und andere Schlacken streift das Leiden von der Seele ab, macht sie groß und schön, daß der liebe Gott sein reines Wohlgefallen daran hat! Das ganze Volk wird durch Leiden aufgefrißt; wenn lange Zeit keine Leiden kämen, würde es verfaulen und in dem elenden Weltwust versumpfen. Und niemand anderer schickt die Leiden, als Gott selber, unser liebster Vater. Er weiß wohl, daß sie wehe tun, schrecklich brennen, aber nicht wegen des Wehtuns schickt er sie, sondern weil er durch Leiden uns heilen und uns tausendfach größere Freuden schaffen will.

„Kommt dir ein Schmerz, so halte still!
Und frage, was er von dir will!
Die ewige Liebe schickt dir keinen,
Bloß darum, daß du mögest weinen.“

Der liebe Gott ist viel zu gut und hat uns viel zu gern, daß er seinen schwachen Kindern mehr auferlegt, als sie zu tragen vermögen oder als ihnen zum Nutzen gereicht.

Darum laßt Euch nicht erdrücken vom Leid. Troßt diesen zentnerschweren Leiden mit Edelsinn starkmütig und hochherzig, mähtigt eure Tränen, drängt den Schmerz zurück, besorgt gewissenhaft eure Familien und euer Hauswesen, richtet euer ganzes Trachten auf das Heil des Vaterlandes und der kämpfenden Männer. Not und Wehe gehen ja schnell vorüber wie die Wetterwolken am Himmel; darum

„Sei still, sei still, Du darfst nicht trauern,
Es wird doch alles, alles gut!
Erst mußt Du geläutert werden
Im Schmerz, wie Gold in Feuerflut.“

Dem Leiden geht immer und überall wie eine treue Schwester die Liebe zur Seite, und das „Gröste ist die Liebe“. Sie ist stärker als alle irdischen Mächte, ja stärker als der Tod; sie hilft über Jammer und Elend und Not hinweg. Ich brauche Euch nicht zu ermahnen, daß Ihr jeden Tag in Liebe und Treue an eure Männer und Angehörigen, die unter der Fahne stehen, gedenket; es ist ja ehedem euer ganzes Sinnen und Sehnen bei Tag und Nacht auf sie gerichtet. Aber knüpft dieses liebe Gedanken jederzeit an ein heißes himmeldurchdringendes Gebet. Das Gebet spinnt goldene Fäden über Berg und Tal, über Land und Meere in die fernsten Weiten. Schließt eure Lieben im Feld täglich ein in das hl. Herz Jesu, stellt sie unter den Schutzmantel der Gottesmutter, empfiehlt sie der Fürbitte der hl. Schutzengel, des hl. Joseph und unseres Glaubensvaters Bonifatius. Segnet sie jeden Tag, indem Ihr betet: „Unser Herr Jesus Christus, sei allortort bei unserem Kriegsheere, daß er es beschütze; er sei in demselben, daß er es erhalte, er sei vor demselben, daß er es bewahre, er sei über demselben, daß er es segne.“

Dieses fromme, christliche Gedanken einer herzens-tiefen Liebe hat eine wunderbare Kraft, es ist wie ein Schild, der eure Angehörigen im Felde deckt vor den Geschossen der Feinde und tausenderlei Gefahren.

Mit doppelter Liebe muß in den schweren Kriegszeiten die christliche Milderzigkeit auf den Plan treten. Der Krieg schafft namenloses Elend; Mangel und Not treten vielerorts auf, namentlich in den Spitälern und Bazaretten, dringendste Hilfe tut den armen Verwundeten not; da braucht es hochherzige Unterstützung. „Hast Du viel, gib viel, hast Du wenig, teile auch vom Wenigen gern mit“, denn „das Almosen erlöst von . . . Sünde und vom Tode!“ (Job. 4.)

Besonders muß die christliche Liebe jetzt wirken bei den Zurückgebliebenen daheim, in den Familien, Nachbarschaften und Gemeinden. Schaut, wir leiden alle an der gleichen Prüfung, fast aus allen Häusern sind einer oder mehrere Lieben herausgerissen, in allen Familien ist Kummer und Sorge. Da müssen die Zurückgebliebenen in der ganzen Gemeinde zusammenhalten wie Brüder und Schwe- stern, in den schweren, dringenden Feldarbeiten einander mit wahrhaft christlicher Aufopferung unterstützen, einander das Leid tragen helfen, einander trösten, einander alles verzeihen. „Ein jeder trage des anderen Lasten und so werdet Ihr das Geheiß Christi erfüllen!“ sagt der Völkerapostel.

Ein Trostwort für die Mütter, Frauen und Bräute.

Man hört so oft in diesen Tagen: „Meinen Jungen, meinen Mann, meinen Brautigam sehe ich nicht wieder. Die Zahl unserer Feinde ist so groß, die Mordinstrumente sind so schlimm, daß keine Hoffnung auf Wiederkehr ist.“ Das ist grundfalsch. Allerdings so ein Sturm auf Büttich, einer modernen Festung, kostet viele Tote, viele Verwundete; aber trotz der Hunderte von Geschützen, trotz der großen Besatzung, trotz des Maschinengewehrfeuers ist die Mehrzahl der Stürmenden lebend in die Festung eingezogen. Ein zweiter sofortiger Sturmangriff auf eine moderne Festung dürfte wohl nicht wieder vorkommen. Büttich lag vollständig im Wege und mußte so schnell wie möglich genommen werden. Die großen Feldschlachten werden aber nicht mit sofortigen Sturmangriffen geschlagen, sondern sie werden durch eingegrabene Schützen und hinter dem Berge oder in gegrabenen Löchern stehende Artillerie entschieden und erst im letzten Moment, wenn der Feind erschüttert ist, erfolgt hier und da ein Sturmangriff. Aber diese bringen in der Regel nicht viel Verluste, da der Feind meistens frühzeitig die Flucht ergreift.

Man darf wohl ruhig behaupten, daß die Verluste der Schlachten 1914 nicht stärker sein werden wie

1870-71. Ueber die Zahlen der Verluste in den Schlachten des Krieges 1870-71 hört man ganz merkwürdige Begriffe. Die Schlacht von Gravelotte, zweifellos die schlimmste des ganzen Krieges, sollte ganz ungeheure Verluste an Toten gebracht haben. 20 000, 30 000 und noch mehr werden genannt. Das ist übertrieben, wie die Verlustliste der fünf größten Schlachten von 1870-71 zeigt. Die Zahlen stimmen zwar nicht ganz mit anderen Veröffentlichungen, sie sind aber die sichersten, da sie im Statistischen Amt von Preußen durch Einzel-Zählarten festgestellt sind:

	tot	verwund.	vermißt	zuf.
Gravelotte 18. Aug.	4449	15169	939	20 570
Bionville 16. Aug.	3289	10 282	1249	14 820
Wörth 6. Aug.	1628	7 456	1444	10 532
Sedan 2. September	1637	6 483	912	9 039
Bazouche les Hautes 2. Dez. 5:0 (Artenay)	2 969	570	4 117	

Man ersieht sofort aus diesen Ziffern, daß die Zahl der Toten selbst in diesen schrecklichen Schlachten im Verhältnis zu den Hunderttausenden von Teilnehmern nicht übermäßig hoch ist. Noch klarer wird das, wenn man die Durchschnittszahl der Toten zu der Zahl der Krieger betrachtet. Die Kopfzahl der Kämpfer 1870-71 betrug im Durchschnitt 797 950 Mann. Sie hatten einen Gesamtverlust von 128 739, also 161 auf 1000 Mann. Davon waren tot 30, verwundet 113, vermißt 18. Weiter ergeben die Gesamtzahlen für Gefallene, nachträglich an den Wunden und Krankheiten Gestorbene, daß es nicht so schlimm ist, als man annimmt. Auf 1000 Soldaten kamen im Durchschnitt an gefallenen oder gestorbenen 45,89. Mit anderen Worten: von 22 Soldaten, die nach Frankreich gingen, kamen 21 wieder und nur einer war gefallen oder gestorben.

Auch die Zahl der Gefallenen nach den einzelnen Truppenteilen betrachtet, ergibt dasselbe Resultat. Am gefährlichsten soll es bei der Infanterie sein. Hier hatte die meisten Toten das 16. Regiment, nämlich 532. Dann kommt gleich mit einem großen Sprung nach unten das 11. Regiment mit 354, das 52. mit 352, das 2. Garderegiment mit 345, das 44. mit 336, das 1. Garderegiment mit 330, das 85. mit 313 und das 3. Garderegiment mit 308 Tote. Alle übrigen Regimenter hatten unter 300 Tote, 42 sogar unter 100 Tote, und das 18. Regiment keinen einzigen Toten, sondern nur 29 Verwundete und 2 Vermißte. Und jedes Infanterie-Regiment zählt doch 3000 Mann.

Von den Jäger-Bataillonen hatte das Garde-schützen-Bataillon, welches den ganzen 18. August im offenen Felde dem feindlichen Schützen- und Artillerie-Feuer ausgesetzt war, 173 Tote, dann folgt das ostpreussische Jäger-Bataillon mit 79 Toten. Alle übrigen Bataillone hatten weniger bis zu 21 beim Gardejäger-Bataillon. Weit geringer ist die Anzahl der Toten bei der Kavallerie. Das 1. Garde-Dräger-Regiment hatte 61 Tote, die anderen alle weniger, mehrere sogar nur 2 und 1 Tote. Bei der Feldartillerie hatte das Brandenburgische Nr. 3 die meisten Toten mit 92, die wenigsten das Schle-sische Nr. 6 mit 3. Die Verluste der Pioniere und des Train waren noch geringer.

Durch diese unansehbaren Zahlen ist nachgewiesen, daß nicht jede Kugel trifft und daß man nicht übertriebene Angst haben soll, da sicher die Verhältniszahl der Toten nicht steigen wird. Die Verwundeten haben es 1914 besser als 1870/71. Das Mantelgeschloß geht glatt durch und verheilt schnell. Man bekommt keine oder nur verhältnismäßig wenige Krüppel zurück. Auch sind die ansteckenden Krankheiten heute nicht mehr so gefährlich als 1870/71. Der Typhus allein hat 6935 weggerafft. Damals starb jeder zweite Mann, heute von zehn höchstens einer. Also weg mit der unnötigen Angst und den Kopf hoch. Deutsche Frauen, empfiehlt eure Krieger dem lieben Gott und denkt, daß nicht gerade euer Sohn, euer Mann der 22. sein muß, der nicht wiederkommt. Sollte aber gerade ihn das Verhängnis treffen, dann bedenkt, daß der Heldentot fürs Vaterland der schönste ist, und daß es im Jenenseits ein Wiedersehen gibt.

Mut.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Mut deucht alles gut
Es geht ihm nimmer schlecht.

(E. M. Arndt, „Was ist ein Mann?“)



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actiendruckerei in Fulda.

Nr. 37. Sonntag den 13. September 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Die katholische Kirche hat wieder ein Oberhaupt. — Wochenkalender. — Fünftägiger Sonntag nach Pfingsten. — Gebet der Deutschen zum Dank der Schlachten. — Vergiftete Brunnen. — Aus dem Kalender der Woche. — Wir bangen und verzagen nicht! — Erinnerungen. — Eltern schreibt an eure Söhne im Felde. — Mütter, haltet die Zügel fest! — Habt Vertrauen. — Betet! — Und die Kinder?

Die katholische Kirche hat wieder ein Oberhaupt.

„Ich verkündige euch eine große Freude: wir haben wieder einen neuen Papst, der sich den Namen

Benedikt XV

begelegt hat“. Diese Freudenbotschaft wurde am Donnerstag, 3. September von der Loggia des Petersdomes kundget, und von der ewigen Stadt eilte sie hinaus über den ganzen Erdbreis. Mitten im Waffengeräusch und Gebrüll der Kanonen horchen die Völker auf und empfangen den ersten Segen, den der neue Papst urbi et orbi, Rom und dem Erdbreis, spendet.

Der Papst ist tot — es lebe der Papst! Pius X. forgendes Herz ist unter der Schwere des Leides, das jetzt über die Völker hereinbricht, gebrochen; seine müde Hand konnte das Steuer des Schiffleins Petri nicht mehr halten, mit einem Gebet für die in wilden Kämpfen liegende Welt flog seine Seele himmelwärts. Jetzt lenkt ein neuer Steuermann die Kirche Christi, ein neuer Oberhirte ist von Gott über unsere Seelen gesetzt, ein neuer Statthalter Christi hat die Herrschaft über das katholische Weltreich angetreten.

Mit innigster Freude begrüßt die ganze kath. Welt die unter dem Beistand des hl. Geistes erfolgte Wahl des neuen Papstes. Kindliche Ergebenheit, opferfreudigen Gehorsam und vollstes Vertrauen wird sie dem Stellvertreter Christi entgegenbringen. Benedikt XV. tritt sein Amt als oberster Lehrer und Hirt der Kirche an, in einer sturmbelegten, hartbedrängten Zeit, wo die Kriegsfurie über drei Weltteile dahinrauscht. Aber die Kriegsstürme vermögen der Kirche nichts anzuhaben, sie nicht zu erschüttern, denn sie ist auf Petri Felsen gebaut und selbst die Pforten der Hölle vermögen sie nicht zu überwältigen. Völker und Nationen kamen und gingen, Fürsten- und Herrschergeschlechter stiegen und sanken, nur ein Haus, eine Dynastie blieb unberührt von allem Zeitensturm, die kath. Kirche und die Dynastie der Päpste, die in ununterbrochener Reihenfolge hinaufreicht bis zu dem, der einst am See Tiberias gesagt hat: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe, dessen 260. Nachfolger die kath. Welt jetzt begrüßt als Benedikt XV.



Benediktus heißt der „Gesegnete“. Möge das Pontifikat des neuen Papstes der Welt den reichsten Segen bringen. Möge er als Christi Stellvertreter, das Zeichen des Kreuzes, das Zeichen der Versöhnung über die Fluten des Hasses erheben, die jetzt über die Welt dahirbrausen. Möge die Stimme des Friedensfürsten das Toben des Krieges übertönen und sein Wirken dazu beitragen, daß Gott die Zeit der Prüfung und der Not abkürze und den Völkern den Frieden wiedergebe, dessen sie so sehr bedürfen. Das sei unser Gebet in diesen schweren Tagen.

Der neue Papst, Cardinal Jacobus Della Chiesa wurde geboren am 21. November 1854 in Pegli bei Genua; er entstammt einem hochadeligen Geschlecht. Am 21. Dezember 1878 empfing er die hl. Priesterweihe und setzte dann seine Studien noch einige Jahre an der adligen Akademie fort. Von 1883—1887 war er Sekretär der päpstlichen Nuntiatur in Spanien unter Rampolla, dem späteren Kardinalstaatssekretär, der die reichen Kenntnisse, die hohe Begabung und die gewaltige Arbeitskraft des jungen Diplomaten da kennen und schätzen lernte. Als daher Rampolla vom Papst Leo XIII. zum Kardinalstaatssekretär ernannt wurde, berief er alsbald Monsignore Della Chiesa an seine Seite zunächst als Minutante, d. h. Referent im Staatssekretariat und dann als Unterstaatssekretär. Diese Stelle gibt ihrem Inhaber Gelegenheit zu direkter Verbindung mit den beim hl. Stuhl beglaubigten Diplomaten, ist geeignet, einen tiefen und umfassenden Einblick in alle Geschäfte des hl. Stuhles zu gewähren und die kirchlichen Verhältnisse der ganzen Welt kennen zu lernen. In dieser Stellung blieb er auch noch unter dem Papst Pius X., bis er am 16. Dezember 1907 zum Erzbischof von Bologna ernannt wurde. Die Kardinalwürde erhielt er erst im letzten Konsistorium am 25. Mai 1914.

Mit Benedikt XV. bestiegt ein Mann von großer Welt- erfahrung, Klugheit, Frömmigkeit und Herzensgüte den päpstlichen Stuhl; er wird im Geiste seiner beiden Vorgänger Leo XIII. und Pius X. die ihm anvertraute Kirche Christi weiden.
Ad multos annos.

Wochentalender.

Sonntag, 13. September, 15. u. Pfingsten.
Montag, 14. September, Kreuz-Erhöhung.
Dienstag, 15. September, Otlav von Karls-Geburt.
Mittwoch, 16. September, Cornelius u. Cyprian, M.
Donnerstag, 17. September, Fest der Bundmale des
hl. Franziskus.
Freitag, 18. September, Joseph von Cupertino.
Samstag, 19. September, Januarius u. Genossen, M.

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

Erweckung des Jünglings zu Naim.

Evangelium Luk. 7, 11-16.

Gebet der Deutschen zum Lenter der Schlachten.

Der du über allen Sternen
Thronest in den Himmels Höh'n.
Aller Völker Wege lenkest,
Merke, Herr, auf unser Fleh'n!

Sieh, wie Bienenschwärme stürzen
Ueber uns die Feinde her;
Uns im Staube zu zermalmen
Nahen sie zu Land und Meer.

Arglist haben sie gesponnen,
Trug und Ungerechtigkeit —
Herr, der Du das Unrecht hassst,
Steh uns bei im heißen Streit!

Nichte Dich empor im Zorne,
Lasse die Dir widersteh'n.
Schmelzen wie das Wachs im Feuer,
Lasse sie wie Rauch zergeh'n!

Herr der Heerescharen, segne,
Führe Deutschlands Heldenschar
Mit den Brüdern, die sich sammeln
Unter Oesterreichs Doppelaar!

Ohne Fagen, ohne Klagen
Opfern Leben sie und Blut
Für das Vaterland, das teure;
Nimm sie, Herr, in Deine Gut!

Hort der Helden, Trost der Waisen,
Starker Gott, Herr Zebaoth,
Hilf uns streiten, hilf uns siegen!
Dein sind lebend wir und tot!
S. van Heemstede.

Vergiftete Brunnen.

Nit Schaudern haben wir zu Beginn des Krieges gehört, daß in einigen Städten und Dörfern die Brunnen seien vergiftet worden. Wäre eine solche Tat auch vom grimmigsten Feind verübt, wir müßten sie als eine lächerliche und himmelschreiende bezeichnen. Zum guten Glück beruheten derartige Nachrichten durchweg auf Irrtum und wurden alsbald widerrufen.

Eine andere Brunnenvergiftung scheint aber tatsächlich in Aufschwung zu kommen: ich meine die Angriffe gegen die katholischen Geistlichen als würden manche aus ihnen es nicht ehrlich mit dem Vaterlande meinen oder wären gar Ueberläufer und Verräter!

Bereits mußten süddeutsche Bischöfe ihre Stimme erheben gegen solche Brunnenvergiftung und durch amtlichen Erlaß ihre Geistlichkeit in Schutz nehmen. Im Elsaß und im Badischen sollen römisch-katholische Geistliche es mit dem Feind gehalten, ihm Unterschluß gewährt, Pläne von Festungen, Operationen unserer Truppen, Absichten unserer Führer und andere militärische Geheimnisse verraten, die Bevölkerung gegen die Deutschen aufgehetzt, ja sogar heimtückisch nach den deutschen Soldaten geschossen haben. Nach sorgfältiger Umfrage seitens der Bischöfe bei den Zivil- und Militär-Behörden ist nicht einmal ein einziger Fall nachgewiesen worden. Alles beruhete auf leichtfertiger Unterstellung, oberflächlicher Mutmaßung, niederträchtiger Verleumdung.

Sollte wirklich ein katholischer Geistlicher sich so weit vermaßen, daß er zum Verräter würde an

seinem Vaterlande, so wären seine Vorgesetzten, seine Mitbrüder, ja das ganze Volk einig in der Beurteilung einer solchen Freveltat. Torheit aber wäre es und eine schreiende Ungerechtigkeit, den Fehltritt eines einzelnen einem ganzen Stande in die Schuhe zu schieben. Gewissenlosen Heteren ist es immer Wasser auf die Mühle, wenn Geistliche oder Katholiken irgend eine Schurkerei begehen. „Seht,“ so rufen sie dann wie im Chöre, „seht, so sind die Geistlichen, so sind die Katholiken!“ Würden wir nach dem nämlichen Rezept verfahren, zu welchen Ungeheuerlichkeiten müßte das führen! Es sind ja auch Bürgermeister in Verdacht gekommen; da müßte man mit dem gleichen Rechte sagen: „Also sind die Bürgermeister Landesverräte!“ Und was für ein Stücklein hat denn im Jahre 1551 der famose Moritz von Sachsen geliefert? Durch Verrat hat er die urdeutschen Städte Meß, Toul und Verdun an den Franzosenkönig Heinrich II. ausgeliefert und für diesen Handel 240,000 französische Taler eingefackt. Nun war aber dieser saubere Bruder ein Protestant und ein deutscher Reichsfürst. Welchem Katholiken aber ist es jemals eingefallen zu behaupten, die Protestanten seien alle Reichsfeinde und die Reichsfürsten Landesverräte? Eine solche Behauptung wäre heller Wahnsinn und ein Schlag ins Gesicht der Wahrheit. Im Gegenteil, wir hoffen, daß unsere Mitbürger, welcher Konfession sie auch angehören, mit uns wetteifern in opfermutigem Patriotismus, und daß mancher Fürst mit dem gemeinen Manne ins Feld zieht und nicht selten seine Brust den feindlichen Kugeln darbietet. Wenn nun wir Katholiken der Vaterlandsiebe der übrigen Konfessionen die Ehre geben, so soll man aber uns Katholiken auch in Ruhe lassen. In echter opfermutiger Vaterlandsiebe lassen wir uns von niemand übertreffen.

Was besonders die katholische Geistlichkeit betrifft, so dürfen wir sie als Pioniere der Vaterlandsliebe ansprechen. Des einwals das Urtheil, das einer veröffentlicht hat, der im großen Kriege 1870/71 dabei gewesen ist, des Generals Steinäcker: „Es muß immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß über allen technischen und taktischen Fortschritten in der Armee nicht vergessen werden darf, daß die moralischen Eigenschaften der Truppe, die sich in der Manneszucht äußern, es sind, welche die Grundlage jedes militärischen Erfolges bilden. Ohne sie keine wahre Tapferkeit! Ist diese aber nicht vorhanden, dann scheitern des Feldherrn genialsten Pläne. Wo aber sitzen die Wurzeln der Manneszucht? In einer wahren Frömmigkeit und im Gottvertrauen.“ — Sieh, so urteilt ein Militär, der es wissen muß. Da hast du es schwarz auf weiß, daß die Religion den Ausschlag gibt in der Führung des Soldaten. Die Religion lehrt eben, daß wir dem Fürsten und dem Vaterlande folgen müssen, daß wir dem Fahnenreid treu bleiben müssen, daß wir eher Gut und Blut darangeben müssen, als das Vaterland im Stiche zu lassen. Nun weißt du aber so gut wie ich, daß gerade die Geistlichen es sind, welche die Religion, diese heilige unverwundliche Wurzel des Patriotismus, hüten und pflegen.

Vielleicht wirst du noch fragen: „Warum wirst dich denn unser Pfarrer nicht in Kriegsmonat und schnallt den Säbel um und legt das Gewehr auf die Schulter und zieht in die Schlacht?“ Antwort: „Weil dem Priester nicht das Schwert ziemt, sondern das Kreuz, weil er vom Vaterlande selber vom Dienste mit der Waffe dispensiert ist, weil er die Seelsorge seiner Gemeinde nicht an den Nagel hängen kann, weil er von der Regierung als Seelsorger „unabkömmlich“ erklärt wurde, oder weil er als Feldgeistlicher oder als Krankenpfleger in den Lazaretten dem Vaterlande seine Dienste weihet.“

Haben doch im großen 1870iger Kriege gegen 200 Jesuiten, dazu viele andere Ordensleute und eine Menge Weltpriester den Feldzug mitgemacht, haben den Soldaten die Beichte abgenommen, haben ihnen die Losprechung erteilt, ihnen die letzte Delung gespendet, ihre Wünsche und letzten

Grüße den Angehörigen übermittelt, haben ihnen Mut und Trost zugesprochen, sie mit ihrem schweren Geschick ausgesöhnt, ihnen im Todeskampfe beigefunden und haben ihnen die Augen zugedrückt zum ewigen Schlummer. Manche geistliche Brust wurde am Schlusse des Krieges mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Hohe Offiziere erklärten damals, daß die Geistlichen so notwendig seien wie die Spitäler; die Kranken seien viel heiterer, wenn sie gebeichtet haben. Manchmal konnten sie vor Rührung kein Wort sprechen; in letzter Linie sei der Geistliche der einzige Mensch, dem sie ihr Leid klagten.

Meine Lieben! Wenn in dieser schweren Zeit Brunnen vergiftet werden, trinkt nicht davon! Kommen dir Anschuldigungen gegen kathol. Geistliche zu Ohren, glaube sie nicht eher, als bis dieselben von der zuständigen Behörde geprüft und beglaubigt sind. Leichtfertige Verleumder bringe zur Anzeige; Blätter, die solche erlogene Standesgeschichten veröffentlichen, laß nicht über deine Schwelle kommen, laßet nicht den Wurm des Mißtrauens wachsen gegen eure Seelsorger. Wie die Eisenstangen im Feuer zusammengeschmiedet werden, so mögen in dieser eisernen Zeit Geistlichkeit und Volk, Hirn und Herde zusammengeschweißt werden. Und die gemeinsame Losung lautet: „Mit Gott, für Fürst und Vaterland.“

Der Durgparren.

Aus dem Kalender der Woche.

Der Abend vor dem Sonntag.

Nicht jeder Mensch kann in seinen vier Mauern dem Verdienst schaffenden Tagewerke nachgehen, sondern viele müssen am frühen Morgen hinaus, um in anderen Räumen oder im Freien ihre Arbeit zu verrichten. Wie mögen sie sich am Abend freuen, der sie mit ihrer Familie an einige Stunden vereint, die, ach, nur allzu rasch vergehen. Die Abendstunden und der Sonntag sind für manch' einen Vater die einzige Zeit, da er seine Kinder um sich hat, sich mit ihnen befassen und auch das Seinige zu ihrer Erziehung beitragen kann, aber auch die einzige Zeit, da die Kinder hinwiederum Gelegenheit haben, die Erfahrung, das goldene Herz und die große Liebe ihres Ernährers kennen und schätzen zu lernen.

Auf einem Abend der Woche ruht aber auch der Hauch besonderer Gemütlichkeit und Familienzusammengehörigkeit. Es ist der Samstag-Abend oder auch jeder Abend vor einem Feiertage; es ist, als ob von der gehobenen Stimmung, die das gläubige Christenherz am Sonntag und Feiertag erfüllt, schon ein Abglanz, wie eine leuchtende Abendröthe auf den Vorabend dieser Tage fiel. Und das ist kein Wunder. Das harte Werk einer Woche ist wieder vorüber, der sauer verdiente Lohn dafür ist ausbezahlt, jeder aus der Familie hat das freudige Bewußtsein: Morgen ist ein Ruhetag, und der gehört deinem Herrgott und dir ganz allein; und des freut man sich schon abends vorher. Gemütlich bleibt daher die Familienrunde nach dem Abendessen beim Tische sitzen und in ernstem und heiterem Geplauder fliehen nur so die Stunden. Und heut' kann man schon ein Weilchen zugeben, denn so zeitig wie am Wochentage muß man ja morgen nicht aus den Federn. Vom Wochenlohn hat sich der Vater ein Krüglein Bier gegönnt, famos schmeckt die lange Sonntagspfeife und glücklicher fühlt er sich in der Gesellschaft der Seinigen, als im Wirtshause, wo die Gelegenheit so nahe ist, einen Teil des Verdienstes im Kartenspiel zu verlieren oder sich zu erhitzen bei hochpolitischen Reden, durch welche der Lauf der Welt ja doch nicht geändert wird.

Auch das Aussehen der Stube trägt zur gemütlichen Stimmung bei; sie ist schon sonntäglich hergerichtet. Blitzblank ist der Fußboden gekehrt, alles ist auf seinem Platze, nichts von dem, was die Woche über zur Arbeit benötigt wird, liegt herum, sondern ist sauberlich ausgeräumt. Gerade wie die Menschen, die im Raume sitzen; auch sie haben den Arbeitsstaub abgewaschen und die Arbeitskleidung mit einer besseren vertauscht.

Freundlich fällt das Licht der Lampe auf die vereinigten Familien; bei ihrem Scheine liest der Hausvater den Seinigen einen entsprechenden Abschnitt aus dem Goffine vor oder aus dem Sonntagabblatt das vielsach schon Samstag in die Häuser gewandert kommt, und ist ein Ort darin genannt, wo der Vater vor Jahren vielleicht geweilt, erzählt er im Anschluß daran manch' erheitende oder auch lustigere Erinnerung aus seinem Leben. Und da heben die Kinder die mäden Köpfe, werden wieder munter und lauschen den Worten.

Jedoch ist die Schlafenszeit gekommen; doch zuvor muß noch eine Pflicht erfüllt werden, die nie ausgelassen wird. Es ist der Rosenkranz für die verstorbenen Familienmitglieder und für die armen Seelen. Als knien zu Füßen des Kreuzes nieder, vor dem ein rotes Lämpchen brennt, der Hausvater betet vor und andächtig antworten die andern. Dann erst wünscht man sich „Gute Nacht“ und begibt sich zu Ruhe.

So ist der Samstagabend in einer christlichen Familie.

Am diesem Sonntag, dem 13. September, feiert die Kirche das Gedächtnis der Patronin aller Diensthöfen, der hl. Rosburga, die im Jahre 1265 zu Rattenberg in Tirol auf die Welt gekommen ist. Diese tat sich von Jugend auf in Arbeit und Frömmigkeit hervor, sodaß der Ruf davon bald die ganze Gegend erfüllte. Eine benachbarte Ritterfamilie, Heinrich und Sutta von Rattenberg nahm sie als Haushälterin zu sich; deren Schwiegertochter Ottilia aber mochte die Magd nicht leiden, und als die alten Rittersteine gestorben waren, brachte sie es bei ihrem Gemahl Heinrich so weit, daß er die treue Beschließerin entließ. Rosburga ging jetzt zu einem Bauern in Eben in den Dienst, bedang sich aber ans, daß sie an Feiertagen, also an den Abenden vor Sonn- und Feiertagen, nach dem Gebelläuten zu keiner häuslichen Arbeit angehalten werde. Diese Abende waren ihr nämlich vom Elternhause her heilig und teuer.

Und da erzählt uns ihre liebliche Legende folgendes: Eines Samstags arbeitete sie mit andern im Kornschmitt auf dem Felde. Schon war ein großer Teil des Ackers mit goldenen Garben belegt, als die Glocke zum Abendgebet ertönte. Die Arbeitenden hielten inne und beteten den Engelsgruß. Rosburga hatte die Sichel beiseite gelegt und war im Begriffe, nach Hause zu gehen. Da sagte der Bauer: „Heute mußt du das Getreide lassen, das Korn muß noch zu Ende geschnitten werden.“ Sie erinnerte den Bauer an die eingegangene Bedingung, er aber bestand auf die Fortsetzung der Arbeit. „Nun wohl!“ sprach Rosburga, „so sei der Herr Schiedsrichter.“ hob die Sichel empor und fuhr fort: „Bleibt die Sichel in der Luft schweben, so mögt ihr den Willen Gottes darous erkennen, den heutigen Feiertag zu heiligen; fällt sie zur Erde, so will ich daraus entnehmen, daß die Arbeit dem Herrn besser gefällt und werde mich nicht weigern, euren Willen zu erfüllen.“ Rosburga zog ihre Hand zurück und siehe, die Sichel schwebte frei in der Luft. Alle staunten und nahmen aus Ehrfurcht vor dem Wunder ihre Hüte ab. Dann streckte sie die Hand wieder aus und die Sichel senkte sich wieder in dieselbe. Der Acker, auf dem dies geschah, wird heute noch gezeigt, und St. Rosburga wird stets mit der schwebenden Sichel über sich abgebildet.

Lieber Leser und gute Leserin, wie begehst du die Abende vor dem Sonntag und Feiertag? Denke einmal nach, ob's auch nicht anders ginge? . . .

Der Kalenderreiber.

Wir bangen und verzagen nicht!

Rein! Umdräut zwar von schweren Wetter, und wir allein mit unsern treuen Bundesbrüdern von der Donau und doch — Mut! Denn unsere Sache ist heilig! Wir kämpfen für Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes, dessen Fortschritt auf allen Gebieten den Reid fremder Nationen erregte, wir stehen in echt deutscher Treue unsern Bundesbrüdern zur Seite, die in freivolker Weiße Band und Fürstenthaus bedroht leben!

Unsere Diplomatie ist gewissenhaft und ehrlich! Niemand wird einem Kaiser Wilhelm und Franz Joseph den Vorwurf machen, daß sie freventlich den Krieg suchten, niemand, der redlich denkt, wird ihnen das Zeugnis verweigern können, daß sie bis zur äußersten Grenze des Zulässigen sich bemühten, den Frieden zu bewahren. Unsere Diplomatie ging gerade Pfad! Wir haben dadurch vielleicht einen Vorsprung verloren, aber was wertvoller ist, den Ruf der Rechtfertigung bewahrt. Unser Schild ist blank, heben wir ihn hoch!

Unsere Fürsten wenden sich an Gott! Kaiser Wilhelm stärkt sich in mitternächtlicher Stunde mit dem ganzen kaiserlichen Haus im Gebet, Kaiser Franz Joseph überlegt mit Gott die verantwortungsvollen Schritte, König Ludwig kniet im Dom Gottes Segen zu erflehen. Der Fürsten Beispiel fand im Lande Widerhall: überall gefüllte Kirchen, betende Völker!

Unsere Heerführer verraten Umsicht und alleseitige Tüchtigkeit! Welch Riesenaufgabe, eine Mobilisation Deutschlands im zwanzigsten Jahrhundert! Und doch, welche wunderbare Schnelligkeit, Pünktlichkeit, Ruhe und Ordnung! Staunen muß jeden erfassen!

Unsere Mannschaften haben Mut! Wer sah nicht bei den abziehenden Regimentern trotz allen Trennungsschmerzes diesen entschlossenen Willen, alles einzusehen bis zum äußersten? Wo dieser Eisenwille glüht, da müssen Mauern brechen.

Unser Volk brennt von Opfergeist! Welch harte Stunde schlug der deutschen Frau: Trennungsschmerz, Zukunftsängsten, Nahrungsorgen und doch — gleich Judith steht sie da im Trubel, seelengroß und seelenstark, nur eins im Sinne tragend: das deutsche Vaterland. Und Judiths Beispiel wirkt elektrifizierend auf alle ein. Welcher Jubel, welcher Jubel, welcher Jubel! Welcher Jubel! Welcher Jubel! Und nun die ersten Taten! Der Sturm auf Lüttich! Der Angriff auf Liban und Soudon, die großen Siege an der Ost- und Westgrenze! Welche Mut! Welche Stoßkraft! Noch lebt der alte Geist, der Sieg auf Sieg an seine Fahnen knüpfte. Es ist, als lehrte 1813 wieder! Noch ist der Sieg nicht unser — bleiben wir besonnen — aber Germania verzage nicht; wo solche Kinder dir zur Seite stehen, da darfst du mutig in die Ferne blicken! Jetzt fort mit allem inneren Hader! Boran — mit Gott pro ara et focis! (Für die Altäre und den häuslichen Herd).

(Jesuiterpater Cohausz, in der Allg. Landk. u. M.)

Erinnerungen

eines Heidegeistlichen aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71.

Einige Tage nach der Schlacht von Wörth kam ein bayerischer Soldat zu mir am späten Abend. Er zog eine Muttergottesmedaille hervor und erzählte mir tieferschüttert folgendes Erlebnis:

Diese Medaille hat mir meine Mutter gegeben, als wir ausrücken mußten. Als ich ging, sagte sie: „Ich habe dir oft zugesprochen, braver zu leben, umsonst — jetzt empfehle ich dich der Mutter Gottes. Wenn du mich auch vergessen kannst, vergiß nur diese nicht!“

Das ging mir im Herzen herum, und ich sage Ihnen, ich habe weder die eine Mutter, noch die andere vergessen. Fort ging es in den Krieg aus Bayern heraus, ohne daß ich gebedichtet hätte. Das wollte ich nicht, ich war zu leichtsinnig. Ich sage Ihnen, es war nichts Gutes an mir, als die Medaille der lieben Mutter Gottes. Das ist wahr, die allerfertigste Jungfrau habe ich immer gern gehabt; in meiner ärgsten Ausgelassenheit stimmte ein Gedanke an sie mich ernst, in meiner Traurigkeit hat er mich getröstet, in meinem Jorn mich besänftigt. Ich war sehr zufrieden, daß ich eine Muttergottesmedaille trug.

Aber nun hören Sie! Bei Wörth ist es heiß zugegangen. Ich gehörte zum 1. bairischen Korps; zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags haben wir tüchtig angreifen müssen, sonst wäre es schief gegangen. Von Langensulzbach gingen wir vor auf Wörth; da wurde ich getroffen von einer Kugel gerade auf der Brust. Betäubt fiel ich zu Boden, während meine Kameraden vorrückten. Als ich zur Besinnung kam, fühlte ich nicht den geringsten Schmerz; ich suchte nach meiner Wunde, der Rod, die Weste, das Hemd, alles war bis auf den Leib durchlöchert, auf der Brust fand ich nur einen blauen Fleck und in meiner Hofe die Medaille, die von der Schnur losgerissen war; in dem Stiefel

aber fand ich die feindliche Kugel, sie war flach gequetscht, wie ein halber Gulden, und auf der einen Seite sah man deutlich das Bild der Mutter Gottes und rings um dasselbe die verehrt stehenden Buchstaben der Worte: „Maria, ohne Makel der Erbsünde empfangen, bitte für uns!“ Sehen Sie diese Kugel und die Medaille — paßt das Gepräge nicht vollkommen? Diese Medaille hat mir das Leben gerettet; und nun sagen Sie, Herr Kaplan, soll ich die Mutter Gottes vergessen können, oder auch meine Mutter, die mich mit diesem Marienschilde versehen hat? Diese zwei Dinge bewahre ich auf, sie sollen meinen Kindern noch teuer sein und einst im Leichtsinne der Jugend und in den Gefahren des Lebens ihnen zurufen: „Bergeht die Mutter nicht!“

Jetzt aber noch etwas. Ich bitte Sie, Herr Kaplan, Sie sehen, ich habe Vertrauen zu Ihnen und da möchte ich jetzt einmal eine gute Beichte ablegen. Borige Öftern bin ich nicht absolviert worden, und da hab' ich gedacht: Jetzt beichtest du schon gar nicht mehr! — Aber die Mutter hat mich nicht verlassen, sie hat mir so wunderbar geholfen und da wäre ich doch gewiß ein schlechter Mensch, wenn ich nicht in mich ginge; ich muß ordentlich beichten; wenn ich wiederkomme zu Mutter, dann soll sie sehen, daß ich ein anderer geworden bin. Ich wollte ihr schon längst schreiben, aber immer hielt mich etwas zurück. Nach der Beichte kann ich besser so schreiben, ich weiß das.“

Am Tage nachher war nicht nur eine reumütige Beichte abgelegt, auch ein langer herzlicher Brief war geschrieben; und die Mutter unseres Soldaten ging sicher getröstet zur schmerzhaften Mutter Gottes in die Kirche und dort in Tränen knieend dankte sie für die Rettung und Bekehrung ihres Sohnes. Maria hatte durch ihren mütterlichen Schutz ihn wieder zurückgeführt.

Noch ein anderes Erlebnis möchte ich anfügen, das die Liebe der Gottesmutter zum armen Sünder zeigt. Im Lazarett fand ich nach der Schlacht bei Sedan einen Franzosen, der dem Tode verfallen war. Ohne Zweifel mußte der Tod bald eintreten. Es galt nur noch die Seele zu retten. Der Unglückliche wollte nichts von Reue, nichts von Beichte wissen! Seit der ersten hl. Kommunion hatte er den Gnadenstrom der hl. Sakramente an sich vorüberziehen lassen und im wüsten Irrethum des Lebens alles, auch die Barmherzigkeit Gottes vergessen. Ich sprach ihr liebevoll und ernst zu, ich redete ihm vom guten Hirten, vom Vater des verlorenen Sohnes; ich munterte ihn lieblich auf zum Vertrauen auf den Erlöser, der dem Schwächer noch am Kreuze verziehen; ich zeigte ihm mein kleines Kreuzifix, ich hielt es zum Küssen an seine Lippen, — aber mit Unwillen wandte er sich davon ab. Was sollte ich tun? — Ich zeigte ihm wohl auch die Hölle mit dem Feuer, das nicht erlischt, und mit den Verdammten, deren Gesellschaft der unbußfertige Sünder auf ewig anheim fällt! — Da kümmerte ihn wenig; ach, er glaubte ja gar nichts mehr, — so schien es wenigstens. Was sollte ich mehr tun? — Die Zeit drängte, in mehr denn einem Saale lagen Sterbende, die meiner bedurften. Schon verließ ich traurig dies Krankenbett, um später es wieder zu versuchen, — da fällt mir ein, daß ich ja Medaillen der Mutter Gottes bei mir hatte. Ich ziehe eine heraus und lehre rasch zu meinem Kranken zurück. „Sehen Sie da eine Medaille der lieben Mutter Gottes. Sie haben sie in Ihrer Jugend auch getragen, ich zweifle nicht daran; diese kennt man in Frankreich in jeder Familie.“ Fest schaute der Kranke die glänzende Medaille am grünen Seidenen Schnürchen an. — „Ja, ich kenne sie wohl.“ sagte er dann, und wie ich dieselbe dann an seinen blauen Mund legte, siehe, da küßte er sie! „Ich danke Ihnen,“ fügte er bei und Erinnerungen an den Glauben der Kindheit leuchteten aus seinen Augen; ist's ge-
wöhnt, dachte ich, hing ihm die Medaille um und bemerkte: „O vertrauen Sie auf diese Mutter, dann wird alles gut werden.“ Noch einmal ziehe ich mein Kreuzifix hervor, und siehe, auch das Bild des Gekreuzigten küßte er innig und wiederholt. — Durch die Mutter waren wir angekommen beim Sohn, jetzt hieß es, eilen durch den Sohn zum Vater. Auch dies gelang. Eine Viertelstunde später lag wieder ein verlornener Sohn in den Armen des Vaters, das reuige Bekenntnis war vorüber, und der Vater im Himmel hatte verzeihend gesprochen: „Nun wollen wir uns freuen und ein Festmahl halten.“ — Die göttliche Speise stärkte diese Seele zu einer großen Reise. Als ich eine Stunde später zurückkehrte, war er gestorben.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Eltern, schreibt an eure Söhne im Felde.

Mit größter Spannung wird jede Nachricht vom Kriegsschauplatz erwartet; namentlich warten wir in der Heimat auf jedes Lebenszeichen von unseren Angehörigen im Felde. Jeder Brief und jede Karte wird wie ein Heiligtum aufbewahrt. Vergessen wir aber nicht, daß auch unsere Söhne und Brüder im Feld mit noch größerer Sehnsucht auf jeden Gruß aus der Heimat warten. Wie oft kommt in Soldatenbriefen die Klage wieder: Wir erhalten so wenig Nachrichten von Euch! Den Soldaten fleißig schreiben! Besonders Worte der Ermunterung und des Trostes; auch Neuigkeiten aus der Heimat finden bei den Soldaten natürlich das größte Interesse. Vorgejammert darf unseren Soldaten nicht werden. Wir dürfen ihnen das Herz nicht schwer machen durch unliebe Nachrichten aus der Heimat. Die Soldaten wollen auch Briefe, die eine liebende Vater- oder Mutterhand geschrieben. Besonders auf dem Lande ist das Schreiben für manche arbeitsharte Hand etwas Ungewohntes. Aber deshalb sollen Eltern sich nicht abschrecken lassen, bisweilen ihren Söhnen im Felde zu schreiben. Die Adresse mag von einer gewandten Feder geschrieben werden, damit sie recht deutlich und leserlich wird. Aber den Inhalt des Briefes sollen Vater oder Mutter selber schreiben. Mögen auch die Buchstaben nicht schön werden, mag die Hand zittern, — die Zeilen gehen nur um so tiefer in das Herz des Sohnes. Könnten die Eltern sehen, mit welcher Freude der Sohn die Zeilen liest, die eine liebende Vater- oder zitternde Mutterhand geschrieben, wie das Auge sich mit Tränen füllt, wie er aufs neue den Entschluß faßt, alle Strapazen mit neuem Mute zu ertragen, schon den Seinen zuliebe, — unsere Soldaten würden mehr Briefe erhalten, auch von den Eltern. Niemals flammte die Eltern- und die Kindesliebe so mächtig auf, als in Zeiten der Trennung, zumal wenn immer die drohende Gefahr sagt: Wir sehen uns vielleicht nicht mehr. Die Militärverwaltung weiß recht gut, wie günstig der Geist einer Truppe beeinflusst werden kann durch eine rege Verbindung mit der Heimat, darum fördert sie auch den brieflichen Verkehr zwischen Feld und Heimat auf die bestmögliche Weise. Also Vater, Mutter, schreib' du selber manchmal deinem Sohn im Felde! Schreib' ihm, daß du für ihn betest. Er weiß es zwar schon, aber wenn er es von deiner zitternden Hand geschrieben auch noch liest, so freut es ihn aufs neue und der Gedanke: Mein Vater, meine Mutter beten für mich, belebt seinen Mut, stählt seine Kraft und stärkt sein Gottvertrauen. Auf diese Weise können auch altersgraue Eltern noch dazu helfen, daß unsere Truppen siegreich bleiben. Immer fester muß bei unsern Soldaten die Ueberzeugung werden: Wir kämpfen für unsere heimatliche Scholle und für unsere heimatlichen Herde. Und diese Ueberzeugung stärkt die meisten Elternbriefe aus der Heimat.

Mütter, haltet die Zügel fest!

Die Männer sind draußen im Felde, vor dem Feind. Das Hauswesen und Geschäft liegt der Mutter allein ob. Sie hat keine starke Hand, die ihr hilft. Sie muß es jetzt allein machen. Darum elnige wohlgemeinte Ratschläge.

1. Holtet das Geschäft aufrecht, wenn es eben geht. Die Frauen sind jetzt zum Teil unsere Hoffnung. Habt ihr mit dem Manne gearbeitet, so werdet ihr etwas vom Geschäfte verstehen, genug, um es über Wasser zu halten. Wenn ihr auch nicht viel verdient, vielleicht nicht einmal genug zum Sattessen, ihr habt wenigstens Arbeit, die hilft euch über Trübsinn und sonstigen Schwierigkeiten hinweg. Kommt ihr nicht allein zurecht, so muß denn doch so viel Gemeinfinn in der Organisation stecken, der euer Mann angehört hat, daß sie euch zu Hilfe kommen. Ich denke hier besonders an Innungen und die kaufmännischen Organisationen.

2. Habt ihr kein Geschäft, so bemüht euch sonst, Arbeit zu finden. Vielleicht wird es den Hilfsämtern möglich, euch Arbeit zu verschaffen. Strümpfe stricken, Nähen, vielleicht leichtere landwirtschaftliche Arbeit im Garten oder Feld gibt's immer noch. Wahrscheinlich wird auch in der Industrie sich bald wieder Arbeitsgelegenheit bieten und ihre zweckmäßige Verteilung durch die Hilfsämter oder Arbeitsnachweise organisiert.

3. Besorgt gewissenhaft das Hauswesen! Aus dem Vollen wirtschaften ist keine Kunst, sehr dagegen, mit den knappen und äußerst knappen Mitteln zu

recht zu kommen, die euch jetzt zu Gebote stehen. Ergreift die Gelegenheit, hauswirtschaftliche Kenntnisse für die Not euch anzueignen, wirtschaftet nicht gedankenlos. Man wird euch gerne helfen, das Nötige lernen, wenn ihr nur wollt.

4. Erziehet eure Kinder! Sie dürfen nicht verwildern. Betet mit ihnen, gebt ihnen Beschäftigung, sei es im Spiel sei es in der Arbeit. Laßt sie euch nicht über den Kopf wachsen. Haltet strenge Zucht unter ihnen, besonders auch unter den Heranwachsenden. Wißt ihr allein nicht zurechtzukommen, so werdet ihr wohl im Kreise eurer Bekannten Rat und Hilfe finden. Vielleicht können die Seelsorger und Lehrer euch an die Hand gehen.

5. Bleibt besonnen! Die Gesamtheit hat jetzt die ruhige Besonnenheit besonders nötig. Nervöse Unruhe, Leichtgläubigkeit, übertriebene Ängstlichkeit und Ueberschwenglichkeit schaden nicht bloß unserem Ansehen, sondern auch unserem Gemeinwesen, auch einer Familie. Je mehr Ordnung und Selbstzucht in der Familie herrscht, desto leichter wird es sein, Maßnahmen im Dienste der Allgemeinheit zu treffen und das Ganze über Wasser zu halten.

Habt Vertrauen.

Die Abschiedsrede des Herrn an seine Jünger enthielt ein dringliches hohepriesterliches Mahnwort zum Vertrauen: „Euer Herz sei nicht in Unruhe und nicht verzagt“ (Joh. 14, 27). Lassen wir uns firmen vom Geiste des Vertrauens! Wir haben alle aus den Reden des Kaisers herausgeföhlt, wie stark in diesem erhabenen Herrscher das Bewußtsein der Verantwortlichkeit glüht, wenn seine besten Absichten, dem Vaterlande auch diesmal den Frieden zu erhalten, von außen her zerschlagen werden und es nun notgedrungen das Aufgebot zum Kriege geben muß. Zu einem solchen Kriegsherrn kann man und muß man Vertrauen haben. Wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie an der Riesenmaschine des Mobilmachungsapparates auch nicht das kleinste Rad versagte. Unsere waderen Eisenbahner haben Tag und Nacht unsagbare Arbeit geleistet und nicht einmal ein kleiner Betriebsunfall ist vorgekommen. So genau war von der Heeresführung im Frieden alles vorbereitet, so gewissenhaft hat alles einander in die Hand gearbeitet, zu einer solchen Heeresführung muß man Vertrauen haben.

Die apokalyptischen Reiter haben zum Todesritt gesattelt mit Schwert und Bogen und der Senfe des Todes. Aber auch die Sanitätskolonnen sind gut vorbereitet, um die Wunden des Krieges wieder zu heilen, soweit Menschekunst das vermag, im Zeichen des roten Kreuzes und im Geiste des barmherzigen Samariters. Auf den Verbandspätzen in der Nähe der Feuerlinie in den Lazaretten und Spitälern ist die ärztliche Hilfe vielfach rascher zur Stelle, als wenn in Friedenszeiten im landw. Betrieb oder in der Werkstatt ein Unfall sich ereignet. Wie für leibliche Pflege ist auch für den seelsorglichen Beistand an den Schwerverwundeten vorgesorgt. Die Feldgeistlichen folgen den Divisionen auf allen Märschen und stehen in der nächsten Nähe des Schlachtfeldes mit Stola und Krankenöl bereit. Den Feld- wie den Heimatlazaretten sind Geistliche zu geistlichem Beistand bei Tag und Nacht zugewiesen. Französische Spitälern haben in Friedenszeiten nicht soviel Seelsorge wie unsere Spitälern in Kriegszeit. Unser Volk darf das Vertrauen haben, seine Söhne sind in jeder Beziehung in guter Pflege.

Noch lauter schlägt die Stunde des Gottvertrauens. In Gottes Händen liegen die Lose des Lebens und der Weltgeschichte verschlossen. Der Herr denkt Gedanken des Friedens, auch wenn die Menschen Gedanken des Krieges denken. Das Menschenleben ist jetzt in Europa furchtbar billig geworden, billig wie die Sperlinge, von denen man zwei um einen Pfennig kauft, und doch fällt nicht ein einziger Sperling vom Dache ohne Wissen des himmlischen Vaters (Matth. 10, 29). In Gottes Augen ist der Mensch etwas Kostbares geblieben. Geht in die Kirche und betet den Kreuzweg und werft eure Sorge um ein teureres Leben auf das große Kreuz des Heilandes! Schreibt aber um Gotteswillen keine Jammerbriefe an die Soldaten im Felde und macht ihnen das Herz nicht schwer durch solche Lamentbriefe!

Von unseren Soldaten wird jeder seinen Mann stellen. Die flammende Begeisterung wird nicht am ersten Regentage erlöschen. Wollte die Ueberzahl des Gegenbundes bange machen, — vor dem Ewigen sind tausend Jahre wie ein Jahr, vor dem Allmächtigen tausend Mann wie ein Mann, und „dem Herrn fällt es nicht schwer, Heil zu schaffen sei es mit vielen, sei es mit wenigen“ (1. Sam. 14, 6). Gibt es

lange Märsche und Quartier auf freiem Felde, — Ervater Jakob hatte unter freiem Himmel auf einem Feldstein übernachtet und hörte das Gotteswort: „Ich werde dein Schutzherr sein, wohin du auch marschierst, und ich werde dich in deine Heimat zurückbringen und werde dich nicht im Striche lassen“ (Gen. 28, 15). Geht es auf den östlichen oder auf den westlichen Kriegsschauplatz, — der Psalmist schlägt überall seine Hand in die Hand des Allgegenwärtigen: Erhebe ich meine Flügel gegen Osten oder schlage ich mein Zelt im Westen, da und dort wird Deine Hand mich führen und Deine Rechte mich halten (Ps. 138, 9 f.). Geht es heiß auf Leben und Tod, — „wenn ich auch wandle mitten in den Schatten des Todes, ich fürchte kein Unheil, weil Du bei mir bist“ (Ps. 22, 4). „Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn“ (Röm. 14, 8). Gott wird helfen.

Aus einer Predigt des Bischofs von Speyer.

Betet!

So heißt jetzt die Losung. Der Kaiser hat zum Anfang des Krieges den Tagesbefehl ausgegeben „Zum Gebet“: „Jetzt geht in die Kirche und beugt das Knie und betet!“ Die Stunde ist zu ernst für billigen Gassenlärm, für Hunderttausend will es Abend werden, geht in die Kirche und betet! Das Böhlsnergebet: „Gott sei uns gnädig“ nicht das Pharisäergebet: „Gott, was sind wir doch so reich an Kultur im Vergleich mit diesen Slawen, so reich an Frömmigkeit im Vergleich mit diesen Welschen!“ Das ganze Volk vom Schulkind bis zur Großmutter, die Kranken nicht ausgeschlossen, kann mitkämpfen, kann mitraten im obersten Kriegsrat und mitbauen an der Weltgeschichte — durch das Gebet. Das Gebet ist auch eine Waffe und eine vaterländische Tat. Wer eine Armee von Vetern mobil macht, hat dem Vaterland ein neues Gardekorps ins Feld gestellt, dessen Reservisten die Legionen des Himmels bilden. Der Krieg singt das hohe Lied der betenden Liebe. Von den lieben Soldaten hat manch einer, der im Getriebe des Kasernenlebens, „beim Hausen“, das Beten verlernt hatte, es jetzt vor dem Ausmarsch auf die Erntefelder des Todes wieder gelernt. „Vater ich rufe Dich! In Deine Hände befehl' ich mein Leben. Vater, Du segne mich, wenn mich die Donner des Todes begrüßen.“ Und in den Heimatkirchen, weiß Gott, da werden nicht bloß die Andachten, da wird auch die Andacht verdoppelt. Die Ordensleute halten Tabernakelwache und viele Priester opfern täglich die hl. Messe für die, die heute ihren letzten Kampf zu kämpfen haben. Wohl wird auch bei den anderen Völkern zu dem gleichen Gott gebetet: Gott ist in gleicher Weise der Vater aller Völker und keines ist Stiefkind vor ihm, er ist aber nicht in gleicher Weise der Anwalt von Recht und Unrecht, von Ehrlichkeit und Verlogenheit. (Aus einer Predigt des Bischofs von Speyer.)

Und die Kinder?

Auch für sie bringt der Krieg schon Pflichten. Die Größeren können und sollen ihren Kräften entsprechend mithelfen im Haushalt, im Geschäft, bei der Ernte, Gänge besorgen, Kinder warten usw., alle sollen es gerne tun. Es muß sein. Aus Liebe. Und folgen sollen die Kinder der Mutter, auch wenn der Vater nicht da ist. Das wird der Mutter ein Trost sein. Kinder können trösten, können froh machen. Und mit den Geschwistern gut sein, fest zusammenhalten! Auf der Straße allzuviel die Zeit vertreiben, gibt den Kindern Gelegenheit zu Rühigkeit; sie brauchen nicht alles zu sehen.

Wie wäre es, wenn alle Kinder jetzt in der schweren Zeit anfangen wollten, Gott zuliebe und ihren Vätern und Brüdern zuliebe keinen Tropfen Bier oder Wein zu genießen und keinen Pfennig für Raschereien auszugeben. Es ist für die Krieger im Felde ein großer Trost, wenn ihre Kinder, ihre Brüderchen und Schwesterchen zu Hause reine Hände für sie zu Gott emporheben und innig beten. Gottvertrauen hilft siegen, Gott erhört die Kinder. Die Mutter kann die Kinder statt ihrer zur hl. Messe in die Kirche schicken. Jetzt wird sich auch erfüllen, was die Kinder durch die häufige und tägliche würdige hl. Kommunion Großes erreichen helfen zum Heile der Seelen und der Völker.

Galte man die Kinder an zu Liebesdiensten! Armen hilfreich sein, Kranken einen Trunk Wasser holen und reichen! Wer weiß, ob sie es nicht bald den nächsten Angehörigen zu tun Gelegenheit finden?

Wieviel Vaterlandsliebe kann in dieser Zeit gewedt werden. Wie ergreift es, wenn die Jungen begeistert vaterländische Lieder singen! Aber nur schöne Lieder. Es wird manchmal in Gegenwart der Kinder davon gesprochen, wie man den Feind massakrieren wolle. Das ist nicht gut. Noheiten wollen wir nicht, aber wir verteidigen das Vaterland. Wir lieben auch unsere Feinde, aber wir hassen das Unrecht!



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 38. Sonntag den 20. September 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Coloneizeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentaler. — Sechzehnter Sonntag nach Pfingsten. — Dein Platz. — Aus dem Kalender der Woche. — Unsere Hilfe. — Erbauendes von den deutschen Soldaten aus dem Feldzug 1870/71. — Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. — Die hl. Messe zu Kriegzeiten. — Kriegstraumung. — Vor dem Gnadenbilde.

- ### Wochentaler.
- Sonntag, 20. September, 16. u. Pfingsten. Fest der 7 Schmerzen Mariä. Guckach und seine Gefährten.
 - Montag, 21. September, Matthäus, Apostel.
 - Dienstag, 22. September, Mauritius und seine Gefährten, Martyrer.
 - Mittwoch, 23. September, Sinus, Papsi u. Martyrer.
 - Donnerstag, 24. September, Fest Mariä von der Erlösung der Gefangenen.
 - Freitag, 25. September, Thomas v. Villanova, Bischof.
 - Samstag, 26. September, Cyprian und Justina, M.

Sechzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Jesus heilt einen Wassersüchtigen.

Evangelium Luk. 14, 1-11.

In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbate ging, um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wassersüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort und sprach zu den Geseßlehrten und Pharisäern: „Ist es erlaubt, am Sabbate zu heilen?“ Sie aber schwiegen. Da fasste er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er rebete sie an und sprach zu ihnen: „Wer von euch, dessen Esel oder Ochse in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich am Tage des Sabbats herausziehen?“ Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er jagte aber zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, daß sie die ersten Plätze auswählten, und sprach zu ihnen: „Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Vornehmerer als du von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Mache diesem Platz, und du alsdann mit Schanden untenan sitzen müßtest. Sondern, wenn du geladen bist, so geh hin und setze dich auf den letzten Platz! damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, welche mit zu Tische sitzen. Denn jeder, der sich selbst erhebt, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht werden.“

Dein Platz.

Beim Mittagessen sitzt die Brigitte, des braven Ulrich Ehefrau. Trozdem es Sonntag ist und der helle Sonnenschein durch das Fenster lugt und draußen die blauen Zweigchen von den Bäumen winken und der Mann ihr tapfer zuspricht, will ihr das Essen doch nicht schmecken. Unberührt sind die Löffel, Messer und Gabel. So traurig ist es ihr heute zu Mute; ihre Stirne ist umflort, ihr Wesen verstört, ihr Auge feucht, und salzige Tropfen fließen daraus in die dampfende Suppe.

Es will ihr nimmer aus dem Sinn, was heute morgen beim Gottesdienst der Pfarrer verkündigt hat. Meine lieben Pfarrkinder, so hob er an in feierlichem Ton, ich habe euch heute eine Trauerbotschaft mitzuteilen: als erster aus unserm Dorf starb den Tod für das Vaterland und ist im Kriege gefallen Heinrich Burger, Sohn des hiesigen Landwirts Lorenz Burger und seiner Ehefrau Margareta Kern. Ehre seinem Andenken. Laßt uns für seine Seelenruhe beten. — Und da ging im Gotteshaus ein Schluchzen an, und die ernste Stimmung hat unter dem ganzen Amte gedauert und selbst bei den ausgelassenen Buben hat das Schwätzen aufgehört.

Und nun ist der frommen Brigitte die Sache mit dem Heinrich nicht mehr aus dem Kopf gekommen; sie hat ihn ja auch gekannt, und war ihrer Nachbarin Sohn, noch vor sechs Wochen so gesund wie der Fisch im Wasser, so fleißig wie die Biene auf der Wiese, so munter wie der Distelfink im Busch. Und nun gefallen durch Feindeshand, gebetet draußen in wildfremder Erde! Und nimmer bekommt sie ihn zu sehen, seine arme Mutter, bis an den jüngsten Tag.

Und hat sie nicht selber auch einen Sohn, der im Felde steht? Ja, das ist es gerade, was ihr das Gehirn zermartert und den Hunger ver scheucht. Der Joseph ist es, ihr Herzblatt, der auch in den Krieg ziehen mußte. Seit drei Wochen läßt er nichts mehr von sich hören, kein Brief, keine Karte, kein Gruß, kein Lebenszeichen! Ob vielleicht die Kugel ihn durchbohrt hat, ob ein Granatpitter ihn zerstert hat, ob ein Hitzschlag ihn getroffen hat, ob er trodenes Brot ist in der Gefangenschaft, ob er sich die Wangen rot weint vor Heimweh, ob er zu einem Krüppel geschossen ist? Oder ob er noch lebt und gesund ist und in Freiheit und bald zurückkehrt in ihre Arme und an ihr Herz? —

Nur will scheinen, daß die Mütter in diesem Kriege die schwersten Opfer zu bringen haben. Unter Schmerzen hast du deinen Sohn geboren, in Sorgen ihn großgezogen, viele Nächte für ihn durchgewacht, viele Nöhen aufgewendet, bis er sein Brot verdienen konnte. Und jetzt wo er dir eine Stütze sein konnte, ruft ihn das Vaterland, versüßt aber seine jungen Kräfte, stellt ihn hinaus ins Feld, setzt täglich sein Leben aufs Spiel. Zwar bleibt die Eiche stehen im Sturm, schwankt aber unter dem Anprall des Windes; es wächst die Buche weiter, blutet aber an der Stelle, wo man einen Zweig ihr abschneidet. So bringst auch du,

liebe Mutter, gewiß bereitwillig das Opfer für das Vaterland, aber niemand nimmt es dir übel, wenn ein Nechzen und Klagen dir durch die Seele geht, und wenn das Herz dir blutet, von dem der Sohn gerissen ist.

Nun weiß ich einen Platz, wo du eine Genossin deiner Leiden antriffst, wo du Trost und Balsam findest für die Wunden deiner Seele. Deinen Platz hat die Kirche im Auge, wenn sie singt:

Bei dem Kreuz mit dir zu stehen,
Unverwandt hinaufzusehen,
Ist, Maria, mein Begehrt! —

Wie zur rechten Zeit der Mond aufgeht, um die Nacht zu erhellen, so kommt auch ein ehrwürdiger Gedenktag zur rechten Zeit, um deine Leiden zu mildern und himmlischen Trost zu spenden: es ist das Fest der schmerzhaften Mutter Gottes, das wir gerade heute begehen.

Maria, die hochgebenedeite Mutter des Herrn, stand unter dem Kreuz. Sie ist nicht weggeblieben, sie hat nicht die Flucht ergriffen. Zeugin wollte sie sein von den Schmerzen, von dem Tod ihres Sohnes. Es war ihr einziger, heißgeliebter, der Sohn Gottes, das Wohlgefallen des himmlischen Vaters, heilig und unbefleckt, jetzt aber das Opfer fluchwürdiger Verleumdung, grimmigen Hasses, himmelschreiender Ungerechtigkeit, hilflos, verachtet, verpöthet, blutend aus vielen Wunden. Wie gern hätte sie ihm geholfen, wie gern die Nägel herausgezogen, das Blut gestillt, die lechzende Zunge gelabt. Allein jede Möglichkeit der Hilfe war gänzlich abgeschnitten. Der Vorhang des Tempels zerreiht, Felsen zerspringen, die Erde bebt — und dem Herz, o Maria, sollte nicht zerspringen von Weh und Schmerz?

O ihr alle, ruft sie uns zu, die ihr vorübergehet, habet acht und schauet, ob ein Schmerz gleich meinem Schmerze ist! Und doch ist sie nicht umgesunken unter dem Kreuz, sondern aufrecht und unerschütterlich dagestanden. In diesem Meer von Schmerzen hat sie an einen Anker sich angelamert. Dieser Anker war der Wille Gottes, war der zuversichtliche Glaube. Würde sie ja, daß der bittere Todeskelch von Gott selbst eingesehnt war für ihren Jesus, und daß er nach dem Ratschluß der heiligsten Dreifaltigkeit sterben sollte für das Leben der Welt; war sie doch überzeugt, daß er am dritten Tag nach dem Tode wieder auferstehen würde; aus der Nacht des Karfreitags sah sie aufblitzen die Sonne des

Die morgens. Er wird sein Versprechen halten, dachte sie, er wird lebend aus dem Grabe hervorgehen, wird mich bald wieder in seine Arme schließen, wird mich zu sich nehmen in den Himmel, und ewig wird er mein sein und ich sein.

Sieh, christliche Mutter, dort bei Maria unter dem Kreuz, da ist auch dein Platz. Du hast einen Sohn im Feld draußen und opferst ihn für Gott und das Vaterland. Dieses Opfer ist groß und schwer, aber auch edel und heilig. Bring es aus Liebe zu Gott, aus Liebe zum Vaterland. Noch hast du Hoffnung, daß dein Sohn wieder zurückkehrt; vielleicht kommt heute noch ein Brief, daß er gesund ist und wohlbehalten. Solltest du aber vom Bataillon die Nachricht erhalten, daß er gefallen ist, oder seinen Namen in der Totenliste finden, dann mäßige deinen Schmerz; bete ein Vater unser für seine Seelenruhe und wisse, daß du deinen Sohn wiedersehen wirst droben im ewigen Frieden im himmlischen Vaterland.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Der Anspruchlose.

Ein sicherer Gradmesser der Gläubigkeit und der inneren Ueberzeugung eines Katholiken ist unstreitig sein Verhalten in Bezug auf die Teilnahme an dem von der Kirche vorgeschriebenen Gottesdienste. Redensarten: „Gott ist ja überall, ich bete ihn draußen in seiner herrlichen Natur viel ungeförter an“ sind Einwendungen ohne Beweiskraft. Denn abgesehen davon, daß der gläubige Christ sich durch den Willen der Kirche gebunden erachtet, zieht ihn schon die wirkliche Gegenwart seines unter Vroisgestalt verborgenen Heilandes ins Gotteshaus. Die Liebe, die sich in dem Wohnen des großen Einsamen unter den Menschenkindern offenbart, regt zur Gegenliebe an, und darum scheut der gute Christ kein Opfer und keine Beschwerde, wenigstens allsonntäglich vor demjenigen zu erscheinen, der die Menschen so rührend eingeladen: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Und der Besuch bei dem opferfreudigen Freunde im Tabernakel stärkt, tröstet und erhebt jeden, der die Zeit vor dem Gotteszelle ernst und gewissenhaft ausnutzt zu frommer Betrachtung, dankbarer Anbetung und andächtigen Flehen.

Aber mit des Herrn Liebe verbindet sich auch die Demut; er stattet auch seinen Besuchern Gegenbesuche ab, so oft wie sie es nur verlangen. Das geschieht in der hl. Kommunion, in der geheimnisvollen Vereinerung des Schöpfers mit seinem Geschöpfe. Ist schon das Tabernakel eine unwürdige Wohnung trotz seines goldnen Schimmers und seiner seidnen Tapeten für den Gottessohn, wie wenig wert dazu ist erst das Menschenherz, das wankelmütige, undankbare und so wenig treue! Und er kommt dennoch und schafft Heil und Segen in reicher Fülle und wandelt es um in einen heiligen Tempel!

Ja, der Heiland ist noch erkennlicher! Er kommt — wenn er gerufen wird — sogar ins Haus und ermöglicht den Gläubigen, der wegen Krankheit nicht mehr selbst kommen kann, das himmlische Mahl. In welch armseligen Stätten läßt er sich beim Verzehrgang tragen! Den er besucht liegt oft in einer dunklen Ecke droben auf dem Dachboden, auf ein wenig Stroh, mit elenden Lumpen zugedeckt, vielleicht vor Schmutz starrend und in entsetzlichem Zustande. Doch der König der Herrlichkeit kommt trotzdem zu ihm zu Besuch und wendet ihm seine ganze Liebe zu, während Menschenliebe ihn schon längst verlassen hat. Auf einige Augenblicke wird die armselige Bodenkammer zur Kirche, die denselben großen Schatz besitzt wie ein hochragender herrlicher Dom. Eine alte Lade oder gar eine alte Kiste dient als Altar, die schwälende Kerze in der Verlehlaterne als ewiges Licht und der Herr ist damit zufrieden.

Weiß schimmert in der Hand des Priesters die heil. Hostie. Sehnsuchtsvoll richten sich die Blicke des Todkranken darauf, dreimal erklingt das Ver-

sehlöcklein, dreimal schlägt der in seiner Schwäche daliegende an seine Brust und lispelt die Worte nach: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach!“ Nie im Leben hatte er so die Erkenntnis von seiner Unwürdigkeit wie heute in seinem Elend, aber auch nie die Erkenntnis von der Liebe des Heilandes wie heute bei seinem Besuche! Aber auch nie einen solchen Trost drin in seinem Herzen wie jetzt nach der erhaltenen Bezehrung. Jetzt mag kommen, was da wolle, seine Seele ist geheilt vom göttlichen Arzte, der sich ihr selbst gegeben als Arznei und erquickende Labsal.

Längst schon liegt der Kranke wieder allein; aber immer wieder bewegen sich seine Lippen, als ob er Zwiesprache hielte. Er dankte dem guten Hirten, der sein todwundes Schäflein aufgesucht hat in der Ginde, Ruhe und Ergebung liegen auf seinen Jügen, nun wird er, so hoffte er, alles alles ertragen und glücklich vollenden.

Die Heiligen kannten keine größere Sorge, als die, ja vor ihrem Hingang die hl. Bezehrung zu empfangen. So berichtete uns auch die Lebensbeschreibung des hl. Joseph Rupertin (Fest am 24. September) von seiner Kommunion am Sterbebette. Nach Empfang derselben brach er wiederholt in die Worte aus: „Ich wünsche aufgelöst und bei Christus zu sein!“ und fügte bei: „Gott Lob! Gott sei Dank! Gottes Wille geschehe!“ Er starb am 18. September 1663 in einem Alter von 60 Jahren, die er zum größten Teil im Orden der Minoriten zugebracht hatte.

Gelt, mein lieber Christ, auch du willst dereinst nicht hinscheiden ohne die stärkende und zum ewigen Leben führende Bezehrung? Um aber diese Gnade sicher zu erlangen, tuft du am besten, wenn du deinen Heiland in gesunden Tagen recht oft besuchest und auch empfängst. Dann wird er gern in schlimmer Zeit zu dir kommen; du wirst dann kein Fremder zu ihm sein, sondern ein alter Freund, wirst nicht erschrecken, wenn des Glöckleins Stimmen sein Nahen kündigt, sondern dich über seine Ankunft freuen, da er ja immer der Vertraute deiner armen Seele gewesen! Er wird auch dir dann dein Sterben erleichtern! Der Kalenderschreiber.

Unsere Hilfe.

Es ist geschehen! Was wir seit Jahren gefürchtet, was viele geahnt und vorausgesehen, was ebenjoviele, der ewigen drückenden Erwartung müde, herbeigesehnt haben: Der Weltkrieg ist ausgebrochen, der Weltkrieg, der zu einem Weltgericht wird für die Weltverbrecher. Wie ein Dieb in der Nacht, so ist dieser Krieg über uns gekommen. Aber „der große Augenblick fand ein großes Volk“. In unvergleichlicher Begeisterung erhob sich das deutsche Volk wie ein Mann und scharte sich um seine Führer, bereit, Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern. Von gleichem Heroismus erfüllt sind Volk und Fürsten. Und schon haben unsere Heere unter herrlicher glänzender Führung Sieg auf Sieg errungen. Aber dennoch bangen die Herzen vieler um den endlichen Ausgang. Denn unserer Feinde sind gar viele.

Ein Segner um den anderen erklärte uns den Krieg und noch sind wir nicht sicher, ob nicht neue Feinde sich den andern zugesellen werden. Aber wenn wir nun auch selbst davon überzeugt sind, daß deutscher Mut, deutsche Treue und deutsche Einigkeit die nichtswürdigen Feinde niederzuschmettern vermögen, da das deutsche Schwert, blank und scharf, von mächtiger Hand geführt wird, daß unsere Truppen im Felde beseelt sind vom Geiste der Väter, daß sie bereit sind zur Verteidigung alles Lieben und aller Lieben, die sie zurückgelassen am häuslichen Herde, daß sie nach dem Vorbild ihrer Ahnen kämpfen für deutsche Ehre, deutsches Wesen, deutsche Kultur — wir, die wir zu Hause geblieben sind, müssen auch kämpfen, müssen im Geiste dabei sein und mit den Waffen des Geistes mitstreiten.

Da bietet uns denn unererschöpflichen Trost unser christlich Glaube. Lesen wir 4. Könige 6. Der Prophet Eliseus ist von Feinden umzingelt. Sein Diener erschrickt und ruft aus: O weh, wie sind ihrer so viele, was sollen wir tun! Doch Eliseus, der Mann Gottes, spricht: Fürchte dich nicht, denn mehr sind mit uns als mit ihnen! Und er betet: Herr, öffne ihm die Augen, daß er sehe. Und der Herr öffnete die

Augen des Dieners und er sah, und siehe da war der Berg voll feurriger Kasse und Reiter um Eliseus her — O weh, wie sind ihrer so viele, so ruft auch jetzt manches verzagte Gemüt aus. Was aber zu Eliseus Zeiten möglich war, es ist's auch heute noch! Wer sind diese „feurrigen Kasse, Wagen und Reiter“? Wir lesen Josue 5, 13—15: Da stand ein Mann gegen ihn und hatte ein gegogenes Schwert in seiner Hand. Und Josue sprach zu ihm: Gehörst du uns an oder unsern Feinden? Er sprach: „Rein, sondern ich bin ein Fürst über das Heer des Herrn und bin jetzt gekommen.“ Auch unserem Volke ist diese Hilfe! Kennt's den „Genius“, nennt's den Schutzpatron des deutschen Volkes, Erzengel Michael; es ist göttliche Hilfe. Und es soll die Hoffnung von Millionen werden, was einer der alten Propheten schreibt: „So spricht der Herr: Sie kommen so gerüstet und mächtig als sie wollen, sollen sie doch umgehauen werden und dahinfahren!“ Und 2. Chron. 20, 15: „Dies sagt der Herr zu euch: Fürchtet euch nicht und jaget nicht vor dieser Menge, denn nicht euer ist dieser Streit, sondern Gottes.“ Wir lesen weiter, wie der Prophet betet: „Herr, schlage dies Volk mit Blindheit!“ Da erkannten ihn die Syrer nicht, als er zu ihnen ging und sie ins Lager ihrer eigenen Feinde führte. Wen die Gottheit vernichten will, den schlägt sie mit Blindheit, sagt schon ein uraltes Wort. Mit Blindheit waren unsere Gegner geschlagen, als sie ihren teuflischen Plan ausheckten, Pläne machten und glaubten, alles müsse so gehen, wie sie es dachten. Mußte man nicht staunen, wie zwei unserer Schiffe bei Messina durch ein Höllefeuer vieler feindlicher Schiffe unverfehrt hindurch kamen? War der Blick der Feinde getrübt? Ein anderes deutsches Kriegsschiff fährt mitten durch die Feinde im Kanal und rettet sich, ein Dampfer gewinnt trotz Verfolgung noch rechtzeitig den neutralen Hafen, indem sich plötzlich zwischen ihn und die Feinde ein dichter Nebel legt. „Herr schlage sie mit Blindheit.“

Aber von selbst kommen diese himmlischen Helfer nicht! Wir müssen sie rufen! Immer lesen wir: Eliseus betete. Drum muß unsere Sorge sein, daß feierliche Gebetsstimmung die Grundstimmung des deutschen Volkes bleibe, daß neben der Tapferkeit unseres Heeres auch das Gebet zu seinem vollen Rechte komme. Als Josue und das israelitische Heer in Raphididin gegen Amalek kämpfte, stand Moses auf einem Hügel über dem Schlachtfeld und betete. „Wenn nun Moses die Hände aufhob, siegte Israel, wenn er die Hände aber ein bißchen sinken ließ, gewann Amalek die Ueberhand.“ Aber die Hände des Moses wurden schwer und er mußte sie von zwei Männern stützen lassen, damit er sie aufrecht erhalten konnte bis zum Abend, wo der Sieg entschieden war. Das ganze christliche Volk muß in diesen Tagen ein solcher Moses sein und die Hände ohne Unterlaß in heiligem Flehen emporstrecken zu Gott, dem Lenker der Schlachten. Darum gilt immer wieder die Mahnung: **Betet, betet, betet.** Erhebt Herz und Sinne zu inbrünstigem Gebete, sei es im Gotteshaus, sei es in stiller Einsamkeit, daheim oder unter freiem Himmel, sei es Groß oder Klein bis zum Kindlein, das erst stammeln und seine Händchen emporstrecken kann. Gerade die Kinder beten einfältig und demütig, so wie es der Herr gern sieht. Eine einzige hl. Messe, eine würdige hl. Kommunion von der reinen unschuldigen Kinderseele in dieser Meinung empfangen, kann die herrlichsten Erfolge zeitigen. Die **Nacht des Gebetes** ist unbegrenzt. Wenn wir lesen, wie Josuas Gebet bewirkte, daß die Sonne „stillstand“, d. h. daß die Abendsonne ungewöhnlich lange ein wunderbares Licht verbreitete, müssen wir nicht daran denken, daß auch in diesem Kriege ein herrliches Wetter alle unsere Unternehmungen begünstigt? Was wäre wohl, wenn wir schon seit vier Wochen Regen hätten? Werden wir nicht aufs Tiefste bewegt, wenn uns unsere Lieben schreiben: „Die Kugeln fielen wie die Schneeflocken, eine Granate platzte dicht neben mir und ich blieb unverfehrt; die Nacht eures Gebetes hat mich wunderbar beschützt; ich fühlte es.“

Aber, wird man sagen, haben unsere Feinde nicht auch Helfer? Gewiß! Rämlich satanische Kräfte; denn auf ihrer Seite ist Lüge, Verbrechen, Mord, Grausamkeit, Habgier, Gemeinheit. Aber „derer die bei uns sind ist mehr, denn derer die bei ihnen sind.“ Denn wir kämpfen für Recht und Freiheit, für Religion und Gerechtigkeit, für Kultur, überhaupt für die höchsten Güter der Menschheit. Mit Recht konnte Kaiser Wilhelm sprechen: „In aufgezwungener Notwehr ergreifen wir das Schwert.“ Die reinste Hand und das reine Gewissen berechtigen uns, vor Gott hinzutreten und den Sieg nicht bloß zu erbitten, sondern auch zu erwarten.

War gab es bei uns auch schon Bestrebungen, Gottesglauben und Christentum zu untergraben und das Volk ebenso ins Verderben zu stürzen, wie es eine gottlose Rote in Frankreich fertig brachte. Aber die Zuchttrute des Krieges hat mit einem Schlage alle Christusfeinde bei uns verstummen gemacht. Es gab einmal ein „Komitee konfessionslos“, welches dem deutschen Volke weis machen wollte, es brauche keinen Gott und es gebe keinen Gott. Wer spricht heute noch von diesem Komitee? Der Sturmwind der entstandenen großen Zeit hat es hinweggefegt wie lose Spreu. Der Kriegsbetttag hat bewiesen, daß das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit sich dem Glauben an seinen Gott nicht hat rauben lassen. Im Vertrauen auf Gott kämpfen und siegen unsere Truppen, Ernst, Entschlossenheit und fröhlicher Mut befeelt sie. Und wir daheim wollen durch seelenvolles Gebet die Gotteskraft wach rufen, die Wunder schafft. „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn.“ Wir befinden uns gegenüber der riesigen Uebermacht des Feindes in der Lage des Hirtenknaben David, der zum Riesen Goliath sprach: „Du kommst zu mir mit Schwert und Schild, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn!“ Und neben dem Gebete müssen wir uns auch tief demütigen vor dem Herrn. Aller Stolz, alle Selbstüberhebung, alle Prahlerei soll fern von uns bleiben. Die Stolzen erniedrigt Gott, den Demütigen verleiht er seine Gnade. Wir dürfen nicht pochen auf die Zahl unserer Soldaten, auf ihre treffliche Bildung, auf die starke Rüstung, sondern der Grundton alles Hoffens und Bittens muß ausklingen in die Worte: **Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn!** Dann können wir volles Vertrauen haben zu der Zukunft unseres Volkes. Denn: So groß für uns auch die Gefahren, **„Mit uns ist Gott und seine Scharen.“**

Erbauliches von den deutschen Soldaten aus dem Feldzug 1870/71.

Darüber enthält der Jesuitenkalendar für das Jubeljahr 1914 sehr bemerkenswerte Ausführungen, die uns heute, wo wieder brave deutsche Soldaten im Felde stehen, doppelt interessieren. So berichtet z. B. Pater Ludwig Kramer, der den ganzen Feldzug mitgemacht hat, aus einer Eisenwerkerei bei Gravelotte, in der 700 Verwundete lagen:

„Schon bei den Spicherer Höhen, Saarbrücken und Saargemünd hatte ich manche versehen; doch jetzt ging es in größerem Maßstabe; und ich kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß neben dem blutigroten Faden im Kriege auch der goldene Faden der göttlichen Güte und Barmherzigkeit nebenher läuft; ich freue mich oft, das Werkzeug der Gnade für eine selige Sterbestunde zu sein. Gleich in den folgenden Tagen empfangen alle Katholiken in dieser Sieberei die heiligen Sakramente. Nur ein Soldat aus der bayerischen Pfalz machte anfangs eine Ausnahme. Da er durch einen Schuß in den Unterleib verwundet war, hatte man die Kugel nicht entfernen können. Bei solchen Wunden tritt nach wenigen Tagen Eiterung und dann baldiger Tod ein. Zuerst meinte mein Bayer: „Mir fehlt nicht viel, bald bin ich wieder gut.“ Indes nach drei Tagen schickte die Schwester, der Bayer sei bewußtlos und werde wohl sterben. Ich eilte hin, traf ihn bewußtlos, gab ihm bedingungsweise die Absolution und wollte ihm eben die heilige Delung geben. Da schlug der Bayer die Augen auf. „Was hast du eben gedacht?“ fragte er mich. „Ich dachte, du stirbst“, entgegnete ich. „Dann geben Sie mir aber gleich alles; ich sehe jetzt ein, ich werde sterben.“ Beicht, heilige Kommunion, letzte Delung und Sterbeablaß bereiteten ihn recht fromm zu einem seligen Ende.

Alle Patres sind auch in ihren Berichten begeistert von dem gläubigen Sinn der katholischen Soldaten. Der besonders unter einem vielfach religiös gleichgiltigen Volke sich offenbarte. So berichtet Pater Kramer:

Am Ostermittwoch war ich in dem Dorfe C. bei dem französischen Pfarrex einquartiert. Der empfing mich gleich mit den Worten: „Ach, was wollen Sie hier Ostergottesdienst halten! Ihre Soldaten kommen ja doch nicht, die unsrigen würden auch nicht kommen.“ — „Nur Geduld“, sagte ich, „die werden schon kommen.“ — „Nun muß ich einen Kranken versehen und werde erst am Abend zurück sein.“ Damit verabschiedete sich der Pfarrex. Gegen halb drei Uhr kam die ganze Schwadron Bonner Husaren mit ihrem Rittmeister zur Kirche. Ich war allein, da Pfarrex Lünemann eine zweite Schwadron im Nachbarort besuchte. So hielt ich erst Vorbereitung zur Beicht und empfahl ihnen besonders, für die hl.

Beichte da zu bleiben, da es wohl die einzige Gelegenheit sei, ihre Ostern zu halten. Sie taten es; bis sehr spät abends hörte ich Beicht. Schon bei seiner Rückkehr hatte der Pfarrex sich höchlich verwundert, als seine Haushälterin ihm mitteilte, die ganze Schwadron sei da, und noch sei die Kirche voll von solchen, die beichteten. Am folgenden Morgen beteten und sangen meine Bonner vortrefflich. Der Pfarrex selbst assistierte im Rochett in seinem Chorstuhl. Bei der Predigt beobachtete ich, wie der Herr sich freute, das ganze Mittelschiff seiner Kirche mit katholischen Soldaten gefüllt zu sehen. Es war fürwahr ein schmüder Anblick, sie alle in ihrer schönen Husarenuniform vor sich zu erblicken. Ganz überrascht war der geistliche Herr, als beim „Domine non sum dignus“ wie auf Kommando alle ihre Schlepptügel abschwallten, über die Betstühle hingen und nun in schönster Ordnung mit aufgehobenen Händen und den üblichen Kniebeugungen zum Tische des Herrn hinzutraten: eine Szene, welche bei einer ersten heiligen Kommunion nicht schöner hätte sein können. Am Schluß der Messe sangen alle aus eigenem Antriebe, aber mit inniger Andacht, dreimal das „Jesus, dir leb ich“ und eine Strophe von „Großer Gott“. Da kamen dem Pfarrex die Tränen in die Augen, und in der Sakristei sagte er zu mir: „Das hätte ich doch nicht gedacht, daß die Prussiens so wären!“

Deffentlich stellten französische Priester ihren Pfarrkindern den religiösen Geist der Deutschen als Beispiel vor Augen.

„In Ailly“, so erzählt Pater Kramer, „war der Pfarrex ein alter Dechant, klein von Gestalt, aber sehr ehrwürdig, mit weißem Haar. Er predigte einst: „Seitdem die Deutschen hier sind, erfahre ich, wie ihr selber wißt, Ehre für meine Person, denn fast jeder Soldat grüßt mich; Ehre für meine Kirche, denn nicht nur Sonntags, sondern auch an den Werktagen wohnen viele meiner Messe bei; und ihr erfahrt es auch selbst; Ehre wird auch den Frauen zuteil.“

Wie eifrig die wackeren Soldaten selbst auf die Ehre Gottes und ihres Glaubens bedacht waren, möge folgender kleine Vorfall zeigen:

„In Auhiers hatten die Rehdienner sich am Oftertage unehrerbietig am Altare betragen; deshalb baten acht Soldaten ihren protestantischen Hauptmann Liebermann, für ihren anesagten Ostergottesdienst ein Hochamt einüben zu dürfen. Dieser, ein wahrer Biedermann, sah dies sehr gern. Als wir nach Auhiers hinlanten, war der Eingang unseres Quartiers bekränzt und mit der Inschrift geziert: Benedictus, qui venit in nomine Domini. Hochamt, Predigt und Kommunion verliefen aufs glänzendste.“

In einem Lazarett bei Orleans waren unsere Kavazien als Pfleger tätig. Sie berichteten von dort: „Die Ciappentafelner wurde regelmäßig von einem Pater besucht. Es starben verhältnismäßig wenig Katholiken, aber alle, die verschieden, starben eines seligen Todes, aus eigenem Antriebe versehen mit den heiligen Sterbesakramenten. Diese Ruhe und Heiterkeit, dieses Gottvertrauen, diese Ergebung in Gottes Fügungen machten auf ihre Waffengefahrten einen tiefen Eindrud. Die sterbenden Soldaten sprachen alle Gebete kindlich mit und ertugten ihre Schmerzen mit heroischer Geduld. Auch bei den übrigen, leichter verwundeten, trafen wir viele schöne Züge. Rosenkranz, Medaille, Stapulier und Gebetbuch waren manchen unzertrennliche Gefährten; ohne Scheu machten sie Gebrauch davon. Im Tornister eines Soldaten gewahrten wir ein Kreuzifix, fast von der Länge des Tornisters. „Guter Freund, wie sind Sie zu Ihrem Kreuzifix gekommen?“ fragten wir ihn. „Ich habe es aus einem Haus, das der Blünderung preisgegeben war“, entgegnete er; „meine Kameraden trieben damit ihr Gespöht. Da steckte ich dasselbe in meinen Tornister; es hat mich, meine gegenwärtige kleine Krankheit abgerechnet, gesund und wohlbehalten durch viele Schlachten und Gefechte begleitet und soll nun auch mit mir nach Hause gehen.“ Groß war die Frömmigkeit vieler tapferer Soldaten. Als ein Frater (Bruder) einem Kranken noch spät einmal Medizin reichte, sagte dieser: „Ich hätte einen Wunsch an Sie!“ — „So, das ist recht, und welchen?“ — „Dürfte ich nicht bitten um ein paar Vaterunser, damit ich morgen die heilige Kommunion gut empfangen, nicht wahr?“

Auf Mariä Lichtmess hatten sich in Amiens im Feldlazarett alle Katholiken eines Saales verabredet, die heiligen Sakramente zu empfangen. Nur einer wollte nichts davon wissen. Da machten sich zwei solide Landwehrmänner daran, ihm das Gewissen tüchtig zu erschrecken und aufzurütteln und ruhten

nicht, bis sie ihn glücklich zum Entschlusse gebracht hatten, seine Beichte abzulegen.“

Wie oft trafen die Krankenpfleger die Soldaten betend an; wie oft bat man um ein Gebetbuch, fragte man nach einem Beichtvater! Ein Kranker betete täglich zwei Rosenkränze und den heiligen Kreuzweg. Als der Frater seinen frommen Sinn lobte, antwortete er: „Man muß beten, wenn man Zeit hat, und das habe ich jetzt.“

„Bevor ein Vater“, so wird aus Stamps berichtet, „hier anlangte, besorgte ein französischer Bilar aus der Stadt, der einige deutsche Worte wußte, die deutschen Kranken. Da erzählte man uns, wie sterbende Katholiken den Mund geöffnet und die Hände gefaltet hätten, um ihr Verlangen nach der heiligen Kommunion auszudrücken. Viele brachten das Opfer und beichteten mit Hilfe eines Dolmetschers, eines Laien aus der Stadt, dem französischen Priester.“

Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

Wir leben in ersten, schweren Zeiten; aber es hat auch schon früher solche Zeiten gegeben, und Gott hat geholfen. Die folgende kleine Erzählung soll uns auch in unsern Zeiten Mut und Gottvertrauen einflößen.

Im Jahre 1683 erschien ein Türkenheer von 250 000 Mann vor den Mauern Wiens. Am 16. Juli 1683 wurde Wien eingeschlossen; bis zum 12. September dauerte die Belagerung. Nur 16 000 Krieger verteidigten in dieser Zeit die Stadt, die von dem tapferen Starhemberg befehligt wurden. Die Türken suchten durch Anlegung von Minen in den Besitz der Stadt zu gelangen. Sie gruben nämlich unterirdische Gänge, die bis unter die Stadtmauer reichten. Dann zündeten sie in diesen Gängen unter den Stadtmauern Pulver an, worauf einzelne Mauern unter fürchterlichem Krachen in die Luft flogen. Durch die so entstandenen Lücken suchten die Türken jedesmal in die Stadt einzudringen, wurden aber immer wieder von den Wienern zurückgeworfen. Indes noch ein solcher Sturm, und Wien wäre verloren gewesen. Jetzt war die Not am größten. Beständig stiegen Raketen vom Stephanusturme in feurigem Bogen empor und verkündeten, im Dunkel der Stadt weit hin leuchtend, das große Elend der Stadt.

Aber das christliche Entsatzheer war schon da. Es stand am Kahlenberge bei Wien. Als nämlich Johann Sobieski, König von Polen, von der Gefahr Wiens gehört hatte, war er mit einem Heer von ungefähr 25 000 Mann zum Entsatz Wiens herbeigeeilt; es kamen noch andere Soldaten, und am frühen Morgen des 12. September 1683, einem Sonntage, waren ungefähr 90 000 Hilfstruppen bereit.

Da trat unter den christlichen Soldaten eine feierliche Stille ein. Es wurde auf dem Leopoldsberge ein weißes Kreuz als Bundeszeichen der vereinigten Christen aufgestellt. Hierauf las ein Priester in der St. Leopoldskirche die heilige Messe, bei der der König von Polen dem Priester am Altare diente. Dann empfangen die anwesenden Fürsten die heilige Kommunion, das ganze Heer knieend den priesterlichen Segen.

Darauf wurde das Zeichen zum Angriffe gegeben. Fünf Kanonenschüsse wurden abgefeuert, die den Wienern die nahende Hilfe kündeten sollten. Das christliche Heer stürzte hinunter mit den Worten: „Jesus und Maria.“

Den ganzen Tag dauerte der Kampf; erst am Abend stoben die Türken in wilder Flucht auseinander. Groß war die Beute, die man im türkischen Lager machte. Triumphierend zog Sobieski in Wien ein, und er begab sich sofort in die Kirche, um dem Herrn der Heerscharen für den errungenen Sieg zu danken.

Schöpfen wir aus dieser Geschichte Mut und Vertrauen! Auch unsere Sache ist eine gerechte Sache! Unser hochhabender Kaiser an der Spitze und das ganze deutsche Volk, wir haben uns vor dem Herrn der Heerscharen, dem Lenker der Schlachten, gebeugt, und wir vertrauen, daß der Sieg unser sein wird.

Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe, Schwör ich dir mit Herz und Hand; Was ich bin und was ich habe, Dank ich dir mein Vaterland. (Hoffmann v. Fallersleben.)

Aus Vaterland, aus teure, schließ dich an, Das halte fest mit deinem ganzen Herzen, Hier stehn die starken Wurzeln deiner Kraft. (Schiller, B. Tell.)

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Die hl. Messe für Kriegszeiten.

Die Kirche hat für alle Nöten ihrer Kinder eine eigene Messe. Wir finden in dem Messbuch Messen für die Kranken, für die Reisenden, Messen zur Zeit ansteckender Krankheiten, eine Messe zur Erlangung der Gnade eines guten Todes, Messe um Frieden, eine Messe für jegliches Anliegen u. s. w. So enthält das Missale auch eine eigene „Messe für Kriegszeiten“. Aus dieser Messe werden jetzt überall auf Anordnung der Bischöfe die Gebete (Gebet, Stillgebet und Schlussgebet) in jeder hl. Messe (soweit die all gemeinen Bestimmungen es gestatten) eingelegt.

Diese 3 Gebete lauten:

1. O Gott, der du die Kriege bezwingst und mit deiner mächtigen Verteidigung die Feinde derer, die auf dich hoffen, niederwirfst, hilf deinen Dienern, die deine Barmherzigkeit anflehen, damit sie ihre wilden Feinde niederwerfen und dir unablässig Lob und Dank darbringen.
2. (Stillgebet.) O Herr, blide huldvoll auf das Opfer, das wir darbringen, damit es uns von allen Heimsuchungen des Krieges befreie und uns in deinen sichern Schutz stelle.
3. (Schlussgebet.) O Gott, Herr aller Könige und Reiche, durch die Wunden, die du uns schlägst, heilest du, durch Verzeihung rettest du uns. Biete uns deine Barmherzigkeit, damit wir die Ruhe und den Frieden, wenn sie uns deine Macht verliehen, als Mittel zur Besserung benützen.

Das sind also die Gedanken, welche die Kirche in ihren Kriegsgebeten ausspricht: Gott ist der Herr der Könige und Reiche, auch der Herr der Kriege und Feinde seines Volkes. Seine Absicht mit den Kriegsheimsuchungen ist die Rettung seines Volkes. Um sie zu erreichen, soll das Volk zu Gott sich kehren, seine Barmherzigkeit anflehen, gerettet Gott danken, ihn loben, die Zeit des Friedens zur Besserung verwenden.

Die ganze Messe zu Kriegszeiten wurde bei dem **Vittgottesdienst** zu Beginn des Krieges gelesen, sie kann auch an vielen andern Tagen als **Votivmesse** gelesen werden. Die Farbe der hl. Gewänder ist dabei die der Buße, violett; die festlichen Gesänge, Gloria und Credo fallen weg. Das *Ite missa est* wird durch das *Benedicamus Domino* ersetzt.

Die **Psalmstellen**, die jeder hl. Messe eingefügt sind, enthalten ähnliche Gedanken wie die Gebete.

Der **Introitus** ist dem 24. Psalm entnommen und lautet: „Denke, o Herr, deiner Erbarmungen und deiner Barmherzigkeit, die von Ewigkeit sind. Laß niemals herrschen über uns unsere Feinde; befreie uns, Gott Israels, aus all unsern Nöten.“

„Zu dir, o Herr, habe ich erhoben meine Seele. Mein Gott, auf dich vertraue ich; laß mich nicht zu Schanden werden.“

Das **Graduale**, dem Psalm 76 entnommen, bekennt: „Du bist der Gott der Wunder tut, du hast Hund getan unter den Völkern deine Kraft. Du hast befreit durch deinen Arm dein Volk, die Söhne Jakobs und Josephs.“ An dieses Bekenntnis ist folgende Bitte aus dem 58. Psalm angeschlossen: „Errette mich, mein Gott, von meinen Feinden, und von denen, die wider mich aufstehen, erlöse mich.“

Im **Offertorium** mahnt der Psalmist zur Demut (Ps. 17): „Dem demütigen Volke wirst du helfen und die Augen des Stolzen demütigen; denn wer ist Gott außer dir, o Herr?“

In der **Communio** aber steht die Kirche kurz und innig mit dem Psalmisten (Ps. 30): „Reize zu mir dein Ohr, eile, mich zu retten.“

So wechseln in diesen Gesängen Gottvertrauen und inniges Gebet und Flehen um Hilfe mit einander ab. **Der dritte Teil der hl. Messe** neben dem Allgemeinen, ständig Bleibenden sind die **Lesungen** (Epistel und Evangelien).

Die **Lesung oder Epistel** ist dem Propheten Jeremias entnommen. Sie führt uns in harte Kriegszeiten. Das Volk Israel wollte aus Furcht vor den Chaldäern nach Aegypten fliehen; der Prophet Jeremias widersetzte sich der Absicht. Hier steht die Lesung ein. „In jenen Tagen nun traten herzu alle Obersten des Kriegsvolkes und sprachen zu Jeremias, dem Propheten: Bete für uns zum Herrn, deinem Gott. Und es erging das Wort des Herrn an Jeremias. Und er rief alle Obersten des Kriegsvolkes und das ganze Volk vom Kleinsten bis zum Größten und sprach zu ihnen: So spricht der Herr, der Gott Israels, an den ihr mich gesandt, um euer Flehen vor sein Angesicht zu bringen: Wenn ihr

ruhig bleibet in diesem Lande, so will ich euch bauen und nicht zerstören, pflanzen und nicht ausreißen; denn schon bin ich gesühnet durch das Unglück, das ich euch getan. Fürchtet euch nicht vor dem Könige von Babylon, vor dem ihr zaget und bebet; fürchtet ihn nicht, spricht der Herr; denn ich bin bei euch, um euch zu helfen und zu erretten aus seiner Hand. Und ich will euch Barmherzigkeit verschaffen und mich euer erbarmen und euch wohnen lassen in euerem Lande. So spricht der allmächtige Gott.“ Das Volk Gottes hat nicht gehorcht. Dafür kündigte der Prophet die neuen Strafgerichte Gottes an.

Das **Evangelium** ist dem hl. Matthäus (Kap. 24) entnommen. Jesus hat die furchtbare Heimsuchung der Zerstörung Jerusalems vorhergesagt. Auf dem Ölberg gegenüber der Stadt hatte er sich niedergesetzt. „In jener Zeit,“ so erzählt das Evangelium, „traten die Jünger heimlich zu ihm und sprachen: Sag uns, wann wird dies geschehen? Und was wird das Zeichen von deiner Ankunft und von dem Ende der Welt sein? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Sehet zu, daß euch niemand verführe. Denn viele werden unter meinem Namen kommen und sagen: Ich bin Christus! Und sie werden viele verführen, und ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten hören. Sehet zu, daß ihr euch nicht verirren laßt; denn alles dieses muß geschehen; aber es ist noch nicht das Ende. Denn es wird Volk wider Volk und Reich wider Reich aufstehen, und es werden hier und dort Pest, Hunger und Erdbeben sein. Dieses alles ist aber nur ein Anfang der Nöten.“

Wenn die Kirche dieses Evangelium in der Kriegsmesse lesen läßt, denkt sie nicht im mindesten daran, daß der gegenwärtige Krieg im Zusammenhang stehe mit den furchtbaren Ereignissen, die dem Ende der Welt vorhergehen werden. Sie will uns nur zeigen, daß der Herr die Kriegsnöten kennt und über ihnen steht. Das Evangelium bildet so eine Mahnung, uns an den Herrn und seine Barmherzigkeit zu halten.

Das sind die Gedanken, die Gebete, welche aus dem Mutterherzen unserer Kirche Tag für Tag in diesen Kriegszeiten um Throne Gottes aufsteigen. An uns, ihren Kindern, wird es sein, die Gedanken zu Herzen zu nehmen und ihrem Buß- und Gebetseifer zu folgen.

Kriegstraung.

Riesenhaft, übermenschlich in Majestät ragt von dem Hochaltar der Pfarrkirche ein uraltes Kreuzbild in die dämmernde Weite der säulenträglichen Schiffe hinein.

Es ist voll unsagbarer Weihe gottergebenen Leidens. Das goldene Licht der Fensterrose umfließt es und macht es allen sichtbar, die aus dem halben Dunkel die Augen zum Altar wenden. Von dem Manne aller Schmerzen geht eine schweigsame Predigt an die Seelen aus: Seht, das Leben ist aller Nöten Stätte. Traget eure Wunden, wie ich die meinen trug. Durch unerhörte Schmerzen nur wird die Welt erlöst!

In der Frühe eines leuchtenden Augusttages jubelieren in den breitkronigen Lindenbäumen auf dem Kirchplatz die Vögel. Kinder schlingen einen Ringelreihen, würzige Sonnenluft dringt in die Gewölbe. Man könnte sich mitten im Frieden glauben — käme nicht aus der Ferne der Taft marschierender Soldaten, deren tiefe, etwas traurige Stimmen singen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Der Tod marschierst mit ihnen. Sie wissen es wohl. Aber deutscher Mut ist stärker als der Tod.

Am Hochaltare brennen zwei stille Kerzen. Ihre unbewegten Flammen stehen hoch und rein da, wie starke Seelen. Der Altar trägt keinen Blumenschmuck, die Orgel spielt keinen Brautchoral. Keine Schar lichter Brautjungfrauen steht wie Sommergewölk um die Braut. Ganz im stillen wird die Trauung vollzogen, zu Füßen des königlichen Kreuzes.

Aus seiner entfernten Garnison ist der Verlobte gekommen, um den Lebensbund zu schließen.

In dem Chorgestühl hätte sie zu anderer Zeit wohl eine glänzende Versammlung gedrängt. Jetzt kniet nur dort die Mutter der Braut. Ein greiser Bewandler steht da als Trauzeuge. Eine kleine Schar Teilnehmender, kaum einige Neugierige im Schiff. Von all' diesen trägt jeder eine Angst, eine Sorge auf dem Herzen. Gesaltete Hände für einen Gatten oder Vater — einen Verlobten, einen Freund; gerötete Augen, Gesichter tief in den Händen verborgen, um das schmerzhafteste Jucken der Mundwinkel zu verhüllen. Eine Trauergemeinde um das Hochzeitspaar. Schon kommen Nachrichten von Verlusten, und keiner

weiß, wo die Truppenteile stehen — jeder kann schon, ohne daß man es ahnt, das Schicksal mit dem schwarzen Stab berührt haben! Die schwüle, zitternde Spannung der Erwartung liegt über dem heiligen deutschen Vaterland, das gegen eine Welt von Feinden in Waffen steht, dem die Wasser bis ans Leben gehen.

Nun schlingt der Priester die Stola um die Hände des Brautpaares. Sie sind für die Zeit ihres Lebens unlöslich verbunden, ein Fleisch, ein Gedanke, und werden doch so bald getrennt sein, vielleicht auf irdisches Nimmerwiedersehen.

Ein einziger Tag ist ihrem jungen, schwer bedrohten Glück beschieden. Am Nachmittag ihres Hochzeittages wandern sie einsam miteinander durch den nahen Wald.

Sie wandern unter den hohen, stillen Bäumen, in dem schattigen Halbdunkel, das die Sorge und die Qual unmerklicher macht und die Lasten tragen hilft. Hier atmet alles tiefsten Frieden; die große, blutige rote Kugel des Krieges hat hier noch keine Macht. Sie erklimmen die Höhe, wo eine einsame, weit ausladende Kiefer steht, ein Kiefer, der sich einst in der Sturmnacht allein von der ganzen Höhenbewaldung behauptete und wie ein Urwäldler auf das Jungholz herabschaute. Unter diesem dunklen Dach finden sie ihre Rast und schauen über die von Bergfaltern belebte Lichtung hinab ins Tal, wo wie eine Fürstenstraße für Glück und Freude der breite goldglänzende Strom im smaragdnen Weiden- und Wiesengeschmeid hinfließt. Er geht dahin wie ein heiliger Träumer durch heiliges Land. Nichts ist ihm bewußt von dem tödlichen Weltensorn, der alle Greuel in sich verbirgt.

Es ist für die beiden Menschen eine hochfeierliche Stunde; sie trägt in sich den Atem der Ewigkeit, jeder Augenblick wird so kostbar wie ein goldenes Jahr. Niemand kann diese Stunde in ihrer hohen Bedeutung sich wiederholen, niemals können die Herzen dieser Menschen etwas Größeres erleben. Sie reden nicht viel. Arme, verbrauchte Worte, die wie glatte, ungeprägte Münze geworden sind, können das nicht kund tun, was ihr Schweigen sagt. Die Fülle dieser Stunde ist zu schwer, um sie durch Reden zu heben. Sie fühlen sich eins mit einem gewaltigen Schicksal, das Tausende packt. Hier ist nicht mehr Raum zu selbstlicher Klage. Selbengröße wird von jedem als das einzig Natürliche gefordert. Der Tod, die Trennung sind näher als das Leben. Sie spürt seinen Puls, er den ihren, mehr wollen sie nicht auf Erden.

Sie bleiben dort oben an den Stamm des Baumes gelehnt, bis die Sonne glutrot hinter den vielen dunklen Zinnen der fernen Stadt zu sinken beginnt. Eine graue, in drohenden Ballen aufsteigende Gewitterwand nimmt das leuchtende Gestirn ihres Hochzeittages auf. Die Nebel steigen aus den Wiesen und hüllen das Gelände in schimmernden Dunst. Alles wird unsicher und verächtlich.

„Wie unsere Zukunft!“ haucht sie leise, und ein Schluchzen macht sie erbeben. Da hebt er sie mit starken Armen von dem Sitze empor.

„Liebste, ob wir leben oder sterben, wir sind in Gottes Hand!“

Seine Zuversicht stärkt sie. Selbender pilgern sie von der lichten Höhe hinab in die dunklen Tale, die ihrer warten.

Vor dem Gnadenbilde.

In dem kleinen Gnadenkirchlein klebt zur Mutter der Betrübten Heiß und bang die junge Braut: „Schütze Du mir den Geliebten!“

Blühlich hat die Kriegstrompete ihn von mir weggenommen. Hör, o Mutter, meine Bitte: Laß ihn glücklich wiederkommen!

Leut sein Schlachtroß, hehre Jungfrau, Führ es hin auf sichern Pfaden! Mach den Reiter stark und mutig! Laß die Feinde ihm nicht schaden!

Laß die gift'ge Feindeklugel Nicht sein treues Herz zerreißen! Vor dem Feuer der Geschütze Hülle ihn in Stahl und Eisen!

Vor des Franzmann Säbelhieben Deck' Du ihn mit hartem Schilde, Daß er wiederkommt und betet Mit mir vor dem Gnadenbilde.

Laß ihn treue Hände pflegen, Liebt verwundet er in Schmerzen! Führ ihn rein an Leib und Seele, Heim zu Deinem Mutterherzen!



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 39. Sonntag den 27. September 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Coloneizeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten. — Bittere Wasser. — Aus dem Kalender der Woche. — Die göttliche Vorsehung bei der Papstwahl. — Die Senfentragter des Todes. — Auf seiner fremder Au. — Nur ein Toter. — Bonifatiusverein und Krieg. — Weisheit über Kindererziehung. — Das katholische Volk und der Krieg. — Frauentreue

Wochentalender.

- Sonntag, 27. September, 17. n. Pfingsten, Cosmas und Damian, Martyrer.
Montag, 28. September, Tioba, Jungfrau.
Dienstag, 29. September, Michael, Erzengel.
Mittwoch, 30. September, Hieronymus, Kirchenlehrer.
Donnerstag, 1. Oktober, Remigius, Bischof.
Freitag, 2. Oktober, Benzeßlaus, Martyrer.
Samstag, 3. Oktober, Messe von der Mutter Gottes, Sandtuz, Ewald.

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten. Das größte Gebot.

Evangelium Matth. 22, 34—46.

In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus, und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: „Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz?“ Jesus sprach zu ihm: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Das ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten.“ — Da nun die Pharisäer verlammet waren, fragte sie Jesus und sprach: „Was glaubet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er?“ Sie sprachen zu ihm: „Davids.“ Da sprach er zu ihnen: „Wie nennt ihn aber David im Geiste seinen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gelagt zu meinem Herrn: Setz dich zu meiner Rechten bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe? Wenn nun David um seinen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn?“ Und niemand konnte ihm ein Wort antworten; und niemand wagte von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.

Bittere Wasser.

Vor einigen Tagen trat ich in ein Haus und fand die Frau Josepha in Tränen aufgelöst. Ihr Aeltester war im Kriege gefallen. Da stand es schwarz auf weiß in dem Brief, den der Unteroffizier geschrieben. Liebe Frau, so ließ es in dem Briefe, ich muß euch eine böse Nachricht bringen: euer Franz ist gefallen; eine Kugel trat ihn mitten in die Stirne; nach wenigen Minuten war er eine Leiche. — Wie ein Donnerchlag hatte diese Kunde die wackere Frau getroffen, die Mutter des guten Franz. Kein Wunder, daß sie jammerte und schier nicht zu rufen war. Und sehen Sie, Herr Pfarrer, sprach sie zu mir, der Franz ist so brav gewesen; er hat nicht geraucht, nicht getrunken, und nie bekam er einen Straßzettel; da können Sie fragen im ganzen Dorf, wen Sie wollen;

alle haben meinen Buben gern gehabt. Auch habe ich ein Amt für ihn halten lassen, und bin alle Moragen zur Kirche gegangen und habe gebetet bei Tag und Nacht; und nun ist alles umsonst gewesen. — Und die hellen Tränen ließen ihr über die Backen, und es war zum Erbarmen, wie sie da saß, beinahe erwürgt von Schmerz jedem Troste unzugänglich, ein Bild des Jammers.

Wusst du nicht, lieber Freund, daß in diesen Kriegswochen manche salzige Träne, manches bittere Wasser aus den Augen einer Mutter oder Gattin fließt, wenn die Trauerkunde vom Tode ihrer Lieben an ihr Ohr dringt? Manche Frau darf sich da die Worte des Psalmisten aneignen: „Tränen sind mein Brot bei Tag und bei Nacht; ich mühe mich ab mit Schreien und Weulen, und heiser wird von vielem Weinen meine Kehle.“ (Ps. 41 und 68.)

Als der Prophet Elisäus in die Stadt Jericho kam, sprachen die Bewohner zu ihm: „In unserer Stadt ist gut wohnen, aber das Wasser ist ungesund.“ Elisäus erwiderte: „Bringet ein neues Gefäß mit Salz.“ Als sie es gebracht hatten, begab sich der Prophet an die Quelle, warf das Salz hinein und sprach: „So spricht der Herr: Ich mache dieses Wasser gesund.“

Frau! Auch das bittere salzige Wasser deiner Tränen soll süß und gesund werden. Siehe, bei deiner Taufe hat sich ein Vorgang abgepielt, den du allerdings damals nicht bemerkt hast, den ich aber nachträglich dir zur Beherzigung empfehlen möchte. Geweihtes Salz hat der Priester genommen und einige Körnlein davon dir in den frisch-toten Mund gegeben mit den Worten: „Accipe sal sapientiae!“ (Empfange das Salz der Weisheit!)

Von dieser himmlischen Weisheit also nimm jetzt einige Körnchen und streue sie in dein Tränenwasser, und es wird gesund werden und dir zum Fröhlich fließen, oder es wird an der Sonne der christlichen Weisheit und Glaubenskraft austrocknen, und die Tränen werden alle versiegen wie ein Bächlein in der Sonnenglut, ja vielleicht werden Strahlen heiliger Freude aus deinen Augen und aus deiner Seele hervordringen.

Gewiß wäre eine solche Umwandlung groß und erhaben, daß sie aber möglich und in der Wirklichkeit schon vorgekommen ist, das lehrt ein Blick in die hl. Schrift. Erinnerung dich an den geduldigen Job, den der Glaube an Gott und seine Fügung aufrecht hielt im Mauthen vieler Unglücks-wasser. Ich will ganz davon schweigen, daß

Räuber eingestiegen sind und seine Kinder, Schafe, Kamele und Herden gestohlen und weggetrieben haben. Eines aber saß in Auge. Seine sieben Söhne und drei Töchter waren zu einem Freudenmahl in einem Hause verlammet, als plötzlich ein Sturm es an den vier Ecken erschütterte, das Haus in Trümmer warf und Jobs Kinder darunter begrub; nicht ein einziges ist mit dem Leben davongekommen. Als nun ein Eilbote dem unglücklichen Vater die Trauernachricht überbrachte, da zerriß der Vater zwar vor Schmerz seine Kleider und bestreute sein Haupt mit Asche. Dann aber warf er sich zur Erde nieder, betete den unerforschlichen Willen Gottes an, blickte zum Himmel und sprach: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; wie es dem Herrn gefallen hat, so ist es geschehen: der Name des Herrn ist gepriesen.“

Job machte es nicht wie gewisse Leute, die sich viel einbilden auf ihre Frömmigkeit, die Wunder meinen, wie trost der liebe Gott sein müsse, daß sie so brav und tugendhaft sind, die aber beim kleinsten Unglück den Mund voll nehmen und sagen: wo habe ich das verdient? Ich habe doch niemand umgebracht, nichts gestohlen, nicht die Ehe gebrochen, niemand betrogen; ich bin in die Kirche gegangen und habe gebetet und ein rechtschaffenes Leben geführt mein Lebtag. Und jetzt habe ich den Lohn dafür und werde mit Leiden heimgesucht! — Seht, solche Menschen sind mit unterm Heergott unzufrieden und hadern mit ihm und würden sich gewiß an ihm vergreifen, könnten sie ihm beikommen.

So hat der vielgeprüfte Job nicht gedacht. Er hat Almosen gegeben in Hülle und Fülle, hat seine Kinder gottesfürchtig erzogen, hat Opfer und Gebete dargebracht, hat seine Hand vor allem Unrecht behütet. Dennoch klagte er nicht gegen Gott, sondern erkannte seine Allmacht, pries seine Vorsehung, verharrte in der Ehrfurcht und Liebe gegen Gott wie ein Soldat auf seinem Posten, der auch beim Geschützfeuer keinen Schritt vom Platze weicht.

Mein Christ! Es ist im heutigen Evangelium von der Liebe die Rede. Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Glaube nicht, daß mit bloßen Gefühlen und Andächtigkeiten dieser Liebe genug getan sei. Das sind bloß Seifenblasen. Taten will die Liebe sehen. Zu solchen Helden-tüchten tapferer Gottesliebe hast du jetzt die allerbeste Gelegenheit. Triffst dich in diesem Krieg ein Unglück, fordert er von dir mit rauher Hand ein Opfer, raubt er mit eiserner

Kraut eines deiner Lieben und bettet es draußen in fremder Erde, wo du nicht hingehen kannst, um den Grabhügel mit Blumen zu zieren oder mit Weihwasser zu besprennen, oder ein Vater unser dort zu beten, dann lege deinem Schmerz einen Zügel an, füge dich der Vorsehung, beuge dich unter Gottes allmächtigen Hand, bete an seinen heiligen Willen und sprich mit dem geduldigen Job: der Herr hat mir den Sohn gegeben, der Herr hat ihn wieder genommen: wie es dem Herrn gefallen hat, so ist es geschehen, der Name des Herrn sei gepriesen. Ich sage dir, dann hast du einen goldenen untrüglichen Beweis wahrer Gottesliebe abgelegt mehr als durch tausend Gebete, und gehörst zu den wahren Gottesdienern, denen es nach dem hl. Johannes Chryostomus eigen ist. Gott anzuhängen und zu lieben im Glück und im Unglück, im Krieg und im Frieden (35 Homilie über das Joh. Evang.) Der Burgpfarrrer.

Aus dem Kalender der Woche.
Heilighaltung des letzten Willens.

Einste religiöse Menschen, die nicht in den blauen Tag hineinleben, sondern des öfteren die kommende Zukunft bedenken, erinnern sich dabei auch des unfehlbar nahenden Endes, ihres Todes, im Gegensatz zu vielen andern, die jeden derartigen Gedanken scheu ausweichen und sich unbehaglich fühlen, wenn jemand vom Sterben zu reden anhebt. Die ersteren treffen wichtige Bestimmungen, noch in gesunden Tagen verassen sie ihr Testament, damit unter den Erben kein Streit entbrenne ob der zurückgelassenen Habe, und machen Anordnungen für ihr Begräbnis. Viele suchen sich auch schon das Plätzchen aus auf dem stillen Gottesacker, wo sie dereinst ruhen wollen; sie lauten die Grabstelle an und wenn sie, vielleicht aus Anlaß einer Beerdigung an die heilige Sätte kommen und an ihrem künftigen Grabe vorüberziehen, da stellen sie sich recht lebhaft ihr eignes Leichenbegängnis vor und bitten Gott in ihrem Herzen, daß er ihnen ein recht gnädiges Sterbeständlein schenken wolle. Je mehr sich einer mit dem Tode beschäftigt, um so vertrauter wird er ihm und verliert seinen Schrecken.

Auch der große heilige Kirchenlehrer Hieronymus († 420), dessen Fest auf den letzten September fällt, war eine so tieferraste Natur. Eine lange Zeit seines Lebens brachte er in Bethlehem zu, wo er sich mit der Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem Hebräischen ins Lateinische auf das eifrigste besaßte. An der Geburtsstätte des Heilandes hatte er 35 Jahre gelebt, dort wollte er auch, so ordnete er an, seine letzte Ruhestätte finden. Und er wurde auch dafelbst begraben. Als aber die Mohammedaner in Valschina eindrachen, wurde die Krippe des Jesuskinds nach Rom in die Liberianische Basilika überführt und mit ihr der Leib des heiligen Hieronymus. Man ehrte seinen zu Lebzeiten ausgesprochenen Wunsch und gab nicht zu, daß der ehemalige sorgältige Wächter und Verehrer der Krippe von seinem Kleinod getrennt werde.

So sollte jedesmal, falls es nur halbwegs möglich und erlaubt ist, der Wille eines Verstorbenen hoch und heilig gehalten werden. Besonders haben Kinder ihren Eltern gegenüber diese Verpflichtung. Dort legt ja das Einhalten eines von dem Verstorbenen zu Lebzeiten geäußerten Wunsches Opfer auf; doch ist die Liebe zu dem Dahingegangenen wahr und echt, so wird auch das verlangte Opfer gern und willig gebracht werden.

Nun mag mancher sagen: „Wir haben die verstorbenen Eltern keine Verpflichtung, keinen Wunsch hinterlassen, den ich zu erfüllen hätte.“ So? Im Testament, da steht wohl freilich nichts darin, aber hat der Vater oder die Mutter wirklich nie einen so recht vom Herzen kommenden Wunsch dir gegenüber kund getan? Haben sie nicht oft gebeten, ihr hinterbliebenen Geschwister mögt recht Frieden halten, einander sitzen und so immerdar eine Familie bleiben, wie's dereinst im Vaterhause gewesen? Ist etwa diese Bitte nicht

heilig zu halten und zu erfüllen? Oder haben sie, die jetzt längst im Grabe liegen, dich nicht beschworen, Gott immerdar vor Augen und im Herzen zu haben, gut und fromm zu bleiben, die Pflichten eines Christen wie die Sonntags-, Feiertags-, und Öfterpflicht zu erfüllen? Schau, schau, lauter Wünsche und Bitten und mündliche Testamente!

Oder haben die Eltern nicht vielleicht einen armen, am Ende gar verkrüppelten Anverwandten unterstützt und oft und oft gesagt: „Wenn wir einmal nicht mehr sein werden, so nehmt euch um Gotteswillen des Armen an!“ Erwächst aus derlei Vermächtnissen wirklich keine Verpflichtung? Oder hat dir der selige Vater nicht oft, wenn ihr allein waret, ans Herz gelegt, du solltest dich nach seinem Tode der verwitweten Mutter recht warm annehmen, für sie sorgen und sie beschützen? Und bist vielleicht ein großer Herr worden, die arme Mutter aber muß darben und kümmerlich ihr Dasein fristen! Ja das gibts; auf der Welt eine Menge unerfüllter Testamente und letzter Willensäußerungen! Und keinen Gerichtshof gibt es, der ihnen die Verwirklichung verschaffen oder die Unterlassung abndete. Wirklich keinen? Auf Erden wohl nicht, aber ein Richter lebt, vor dem einst Rechenschaft gegeben werden muß, wie derlei letzte Wünsche ausgeführt wurden. Nur dann dauert unter Liebe zu den teuren Dahingegangenen dort übers Grab, wenn wir im Großen und Kleinen das tun, was sie uns an die Seele gebunden haben, und nur dann leben die Verstorbenen in uns fort, wenn das geschieht, was sie selbst vollbracht hätten an Gutem und Edlem, wenn sie der Herr über Leben und Tod hätte länger wandeln lassen auf dieser Erde.

Die Erben des Vermögens und der Güter sollten auch Erben sein der frommen Absichten und Pläne und guten Gespögenheiten der Erblasser. Mädelos sind sie zum zeitlichen Erbe gekommen, deshalb sollten sie leicht und freudigen Heizens sich von einem Teile des Geerbtens trennen, um sich derer, die für sie gesorgt, würdig und ihnen dankbar zu erweisen.

Das ist gewiß kein zu überblätternes Kapitel. Denn jeden Tag sterben auf Gottes weiter Welt Menschen, welche von anderen beerbt werden.
Der H. n. -schreiber.

Die göttliche Vorsehung bei der Papstwahl.

Augenfällig hat sich bei der letzten Papstwahl der Finger Gottes in den Weltgeschiden und der Schutz Gottes über seiner Kirche gezeigt.

Kaum je lagen bei einer Papstwahl die äußeren Verhältnisse so schwierig und bedenklich wie diesmal.

Ein Weltkrieg hatte in Europa die Staaten und Völker zerrissen und in Waffen gegeneinander gestellt. Mit Spannung erwartete man bei Beginn des Krieges die Entscheidung Italiens und allgemein enttäuscht war man, als es seine strikte Neutralität erklärte. An scharfen Worten hat es damals nicht gefehlt und in Worten der Entkräftung hat sich da mancher Luft gemacht. Jetzt erscheint uns diese Neutralität Italiens in einem ganz anderen Lichte. Gott hat es so gefügt und sich als Lenker der Weltgeschichte erwiesen.

Nehmen wir den Fall an, Italien wäre von Anfang an als kriegsführende Macht an die Seite der mit ihm verbündeten Reiche Deutschland und Oesterreich-Ungarn getreten, es wäre also Italien selbst auch beim Tode Pius X. und bei der neuen Papstwahl im Krieg gestanden, wie und wo hätte die Papstwahl konstaten gehen sollen?

Italien ein feindliches Land: Die Kardinäle von Frankreich, England, Belgien hätten seinen Boden nicht betreten können. Wie wäre es für die spanischen und amerikanischen Kardinäle möglich gewesen nach Italien zu kommen? Hätten die Kardinäle aus den Dreiebundstaaten (Italien, Deutschland, Oesterreich) allein den Papst gewählt, welche unabsehbaren Verwicklungen und Wirren hätte solch eine Papstwahl für die katholische Kirche in den feindlichen Staaten haben können? Hätte der neugewählte Papst nicht sofort als Partecipapst gegolten?

Die Wahl verlegen auf neutralen Boden: aber wohin? Es wäre schließlich nur Spanien und Nord-

amerika geblieben. Wie aber hätten dann die italienischen, deutschen und österreichischen Kardinäle dahin gelangen wollen? Durch Feindesland sicher nicht. Und zur See? Da wären sie wahrscheinlich abgefangen worden.

Es wäre eine Schwierigkeit gewesen, unüberschaubar in ihrer Tragweite, wenn Italien in den großen Krieg als eine kriegsführende Macht verwickelt gewesen wäre.

Gott hat vorgesorgt, er hat geholfen. Seine Fügung war es, daß Italien neutral blieb. Es hat niemand beim Ausbruch des großen Krieges den tiefen Grund vorausgesehen, warum Italien sich für Neutralität entschieden hat. Wer jetzt den Gang der Dinge überblickt und sieht, wie notwendig für den ruhigen und glücklichen Verlauf der Papstwahl die Neutralität Italiens war, wird sich sagen müssen: hinter all den Erwägungen der italienischen Staatsmänner, die bestimmend waren, die Waffen ruhen zu lassen, hat ein anderer, ein höherer Wille gestanden. Gott hat für seine Kirche gesorgt.

Wir Katholiken können es erkennen und anerkennen. Wir können uns freuen und Gott danken. Und selbst jene, die nicht zur Kirche gehören oder die nicht an Gottes allwaltenden Willen glauben, können der wunderbaren Fügung der Dinge sich nicht entziehen, sie werden bekennen müssen: Es hat über dieser Papstwahl ein eigen Geschick gewaltet.

Umso mehr wollen und können wir auch hoffen, daß Gottes Vorsehung in dem neuen Papst der Kirche ein Rüstzeug der Gnade gegeben hat. Es ist eine fürchtbar schwere Zeit, in welcher Papst Benedikt XV. den Stuhl Petri bestiegen hat. Er wird mit tiefstem Schmerz der Seele die entsetzlichen Rotten des Krieges verfolgen. Es wird aber auch wieder eine Zeit des Friedens kommen, wo es dann heißt, die Folger des Krieges beseitigen, wieder Ordnung schaffen, aufbauen. Wir wollen hoffen und beten, daß der Papst Benedikt XV. unter den Völkern der von Gott berufene Mann ist, mitzuhelfen durch Rat und Tat, die Segnungen des Friedens der Welt, den Königen und ihren Völkern zu vermitteln.

(Fr. Volksbl.)

Die Senfenträger des Todes.

Der Völkerkrieg zeigt immer mehr seine fürchterliche Gestalt. Die Schredensbilder häufen sich in grauenerregender Weise. Auf den westlichen und östlichen Kriegsschauplätzen und zu Wasser und in der Luft fliecht das Blut in Strömen. Greuel und Verwüstungen feiern wahre Orgien. Der Name „Kultur des 20. Jahrhunderts“ scheint ausgelöscht. Die Seele möchte laut ausschlagen ob all dem unbeschreiblichen Jammer, der ganz Europa und die halbe Welt erfüllt.

Und draußen schaufeln sie ein Grab
Und legen sachte ihn hinab.
Des Vaterlandes treuen Held
Begraben sie im Schlachtenfeld.
Sie legen ihn zu Freund und Feind,
Der Tod hat alle mild vereint,
Der Tod gibt allen Fried' und Ruh'
Und Mutter Erde deckt sie zu.

Ja, welche ungeheure Leichenfelder tun sich auf in allen Teilen von Europa. Und wie sinkt scharenweise, in ungeheurer Zahl, die Blüte der europäischen Völker in das kühle, frühe Grab. Es krampft sich unser Herz zusammen, wenn wir an all die Schreden, an all die blutigen Szenen denken, die nun in schmerzlichen buntem Reigen durch fast alle Länder unseres Erdteiles ziehen.

Die Senfenträger des Todes haben ungeheure Arbeit, die fürchterlichen Maschinengewehre halten eine schauerhafte Todesernte. Den modernen Kanonen und Mörsergeschützen kann nichts widerstehen. Wasser und Sand und Luft, sie haben alle sich verschworen, möglichst vielen Menschen den Untergang zu bringen.

Wir hören von Riesenschlachten, wie die Weltgeschichte noch niemals sie geschaut habe, von Schlachten, die vier und fünf und sieben Tage ununterbrochen dauern, Tag und Nacht; wahrlich ein blutiger und mörderischer Waffentanz, wie mancher starke Mann, wie mancher blühende Jüngling, wie mancher brave Familienvater hat dabei mit seinem roten Herzblut die Erde gerötet und wie viele, viele schummern schon bereits auf dem weiten Schlachtenfriedhof, Freund und Feind, im Frieden nebeneinander dem großen Auferstehungstag entgegen. Immer größer werden die Verklüfteten. Was wird es für Riesen-

gahlen voll Blut und Trauer am Schlusse des mörderischen Völkerringens geben. Es ist schrecklich!

Die moderne Schlacht ist in der Tat ein Hinführen von ungeheuren Menschenmassen zur fürchterlichsten Schlachtbank, ist ein raffiniertes Morden und Mepeln und Abschachten ganzer Legionen edler, braver Menschen, ganzer Scharen, besonders des arbeitenden Volkes, das friedlich an seinem Herde lebte, das emsig seiner täglichen Arbeit oblag, das unermüdet Feld und Flur bebaut.

Und die das alles verschuldet haben, das sind einige wenige Machthaber, einige perfide, ehrgeizige Diplomaten, die im sichern Schatten hinter der Front sitzen und zum schaurigen Waffentanz der Völker den Ton angeben. Menschen ohne Herz, ohne Gewissen, ohne Moral und Religion, die Skiffenschieber der Weltgeschichte, Sensenträger des Todes! Neid und Rachthunger, Racheburst und Ehrgeiz, Vänbergier und Egoismus, das sind die geheimen Triebfedern, in deren Dienst und Auftrag die Schürer und Stifter dieses Völkermordens, ganz Europa hintereinanderheben und Millionen unschuldiger Menschen in den blutigen Tod hineintreiben. Ewige Schmach über dieses Räternegesücht der menschlichen Gesellschaft!

Riesengroße, nicht endenwollende Hüge von Verwundeten werden ebenfalls durch alle Länder geführt. Europa wird mit Krüppeln angefüllt zur ewigen Erinnerung an diesen wahnwitzigen Völkerring, in dem seine besten Kräfte verbluten. Es gibt zu wenig Spitäler und Lazarette, zu wenig öffentliche Gebäude und Lokale, um die zu Schanden geschossenen Soldaten aufzunehmen. Die größte und nobelste Kunst scheint heute unter Menschen die zu sein, möglichst Viele niederzuschleichen oder doch für ihr ganzes Leben siech und elend zu machen.

O Menschlichkeit verhülle dein Antlitz! O stolze Kultur von Europa weine über den Trümmern deiner zerfallenen Sötenbilder! So weit hat uns diese „moderne Kultur“ mit all ihrer Intelligenz gebracht, daß nun schließlich in einem ungeheuren Blutmeer alles ausmündet und versinkt.

Was mag der entbrannte Völkerring noch alles bringen? Wahrlich, wir können es verstehen, wenn unsere Regierung und unser Kaiser alles getan haben, um das Schreckliche abzuwenden, und wenn sie bis zum letzten Augenblick auf die Erhaltung des Friedens gehofft haben. Jetzt können wir nichts anderes tun als zu beten, daß der Allmächtige sich der wahnsinnig gewordenen Menschheit erbarme und ihr den Frieden wiedergebe.

Auf ferner fremder Au.

Soldatentod! Schon ein lateinischer Dichter sagt: Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben! Fürs Vaterland zu bluten und zu sterben ist jetzt das Los Ungezählter, die ins Schlachtfeld gezogen sind, und schaurig und blutig ist die Ernte, die der Tod dort hält. Wenn das Unwetter sich verzogen und der Kanonendonner verhallt ist, wird das Schlachtfeld zum Leichensfeld, über das die Todeschatten ihr Bahrtuch breiten. Im fernen Lande, auf fremder Erde hauchen Tausende ihr Leben aus.

Soldatentod! Daheim kommt die Nachricht an: Er kommt nicht mehr! Kalter Schauer durchrieselt den greisen Vater, der Mutter Herz bricht fast in bitterem Weh und auch die Braut muß im tiefsten Schmerz ihre Wünsche und Hoffnungen ins Grab legen. In einem anderen Heim wartet die Frau mit der Kinderschar sehnsüchtig auf des Vaters, des Ernährers Heimkehr, aber auch sie verschont die grause Nachricht nicht, die Mutter kann den Kindern nicht mehr in die Augen schauen, um ihr bitteres Weinen nicht zu sehen, des Glückes Sonne ist für sie untergegangen und dumpfe Trauer herrscht in dem Hause, in dem früher die Lust lachte. Große, übermenschliche Opfer fordert dieser Krieg von allen!

Das Größte, Beste muß aber auch der hingeben, der am Schlachtfelde bleibt: sein Leben! Sein Leben in der Kräfte Fülle und in der Jugend Blüte mit allen kühnen Plänen und stolzen Hoffnungen! Ein Leben, das nicht schon im Erlöschen begriffen ist, sondern erst seiner vollen Entfaltung entgegenreift oder schon am Höhepunkt angelangt ist, ein Leben, dessen man nicht überdrüssig war, sondern an dem man noch mit allen Fasern des Herzens hing, dessen man sich freute, ohne von den Seinen nochmals Abschied nehmen zu können, ihnen für diese Welt Lebenswohl zu sagen, einsam und verlassen muß er sterben. Läßt sich wohl ein größeres Opfer denken?

Ist das Opfer im Soldatentode groß, so ist doch der Zweck, dem es dient, ungleich größer, erhabener. „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!“ war der Ruf

mit dem unsere Armee zu Felde zog. Der Kaiser rief und alle, alle standen auf wie ein Mann, sie vergaßen allen Streit und zogen aus, zu kämpfen und siegen, zu bluten und sterben für Kaiser und Vaterland. Sie sagten sich, soll Deutschland und Oesterreich in Trümmer gehen? Nein, Recht und Gerechtigkeit sollen weiter bestehen auf Erden!

Mit Gott! Die Priester haben beim Abschied die Soldaten und ihre Waffen gesegnet und alle, die zurückgeblieben sind, bestürmen in heißen Gebeten den Schlachtenleiter um Kraft, Leben und Sieg. Für eine heilige und gerechte Sache haben sie die Waffen ergriffen und bereit, dafür in den Tod zu gehen, das größte Opfer, das Opfer des Lebens zu bringen. Der Herr, auf den sie bauen, wird ihre Hoffnung nicht zu Schanden machen und ihren Opfermut nicht unbelohnt lassen.

Wenn Abends die Glocke läutet und uns erinnert an alle jene, die des Tages über die Opfer des Todes geworden oder in der hereinbrechenden Nacht ihr Leben werden lassen müssen, ist es unsere Dankspflicht, ein Gebet mit einzuschleichen für unsere toten Soldaten.

Nur ein Toter.

Es war an einem schwülen Sommertage am Anfange des großen Krieges; die Menge drängt sich in den Straßen, die Jugend singt patriotische Lieder. Man spricht nur vom Krieg, alle Möglichkeiten werden erörtert, Zeitungsnachrichten werden vorgelesen. Abenteuerliche, unverbürgte Gerüchte werden von Uebereifrigen wie Bomben unter die Massen geschleudert; sie wachsen im Niedersinken und vermehren die Angst und Spannung. An den Zeitungsexpeditionen drängen sich die Massen; alle wollen das Neueste hören, Antwort erhalten auf die qualenden Fragen, die ihr Inneres bewegen. Endlich erscheint der Zeitungsbote in der Tür mit den erwarteten Extrablättern. Hierig strecken sich die Hände danach aus, schwache und kraftlose, riesige, gesunde, schmutzige, hagere, weiße, feingepflegte und beringte — aber in allen zittert die Sorge um das Vaterland, die Angst um den Fortbestand der Nation und um das Leben der Lieben draußen im Felde. „Vorlesen!“ tönt's aus der Menge: „Ein Vorpostengefecht. Der Feind hatte 30 Tote. Auf unserer Seite der Verlust kaum nennenswert: zehn Verwundete und nur ein Toter“ — so lautet die Botschaft, die inzwischen auch an den Straßenecken angeschlagen wird und von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße wie im Sturmzug dahinfliegt. Ein Seufzer der Erleichterung geht durch die Menge: Nur ein Toter! Wohl war's nur eines der ersten Gefechte in dem mörderischen Krieg, in dem Ströme von Blut fließen werden, aber „nur ein Toter“ das lautet doch tröstlich wie eine gute Vorbedeutung für die Zukunft, und man freut sich sozusagen über den einen Toten, wie über einen Sieg.

Der einzige war ein blutjunger Leutnant, der Sohn einer Witwe, die ihn mit ihrem Herzblut großgezogen hat, deren erstes Gebet am Morgen, deren letztes am Abend ihm galt. Er ist ein schöner und mutiger Mensch gewesen, voll Härlichkeit für seine Mutter. Als nach den verhängnisvollen Schüssen von Serajewo die europäische Lage sich immer mehr zuspitzte, als der Krieg erklärt war, ist er voll losender Begeisterung gewesen. „Mutter, jetzt gilt's die Ehre des Vaterlandes, Ruhm und Sieg sind zu holen. Wächstest ja selbst nicht, daß ich nicht brennend gern ins Feld zöge!“ Dabei haben seine Wangen geblüht und seine Augen sind aufgелеuchtet wie zwei Sterne. Die Frau hat ihm zugestimmt und voll Stolz hat sie auf ihn geschaut, wenn auch die Augen in Tränen schwammen.

„Du hast Recht! Ich würde mich deiner schämen, wenn es anders wäre, jeder, der Kraft in den Knochen und Blut in den Adern spürt, gehört in die Reihen.“ Und dann haben Mutter und Sohn einander umschlungen, als könnte nichts auf Erden sie von einander reißen.

Dann hat der Leidensweg der Mutter begonnen, der fast härter war als das frische, frohe Hineinreiten in den Tod, das dem Knaben beschieden war. Noch einmal ist sie mit ihrem Kinde zum Tisch des Herrn gegangen und hat den Segen des Himmels auf die tapfere, junge Heldengestalt herabgeschleht. Und dann ist sie niedergesunken zu Füßen der schmerzhaften Mutter in der Kirche und hat auf die Pflanne mit den brennenden Lichtern ihre Kerze gesteckt und gebetet — „Mutter Christi — hochgebenedeite, schmerzreiche — schütze du mein einziges Kind!“

Vor dem Oelberg-Bild hat sie gestanden, und ihr von Tränen entzündetes Auge hat sie an den Engel mit dem Leidenskelche festgeklammert. — „Mein Vater, wenn es möglich ist — laß diesen Kelche an mir vorüberziehen!“ Darauf hat sie wie eine himmlische Antwort die Heilandsstimme vernommen: „Aber nicht mein Wille, Vater, sondern der Deine soll geschehen.“ Und ihr sind die tausend und abertausend Mütter, nicht bloß im deutschen Vaterland, sondern im ganzen kriegsentsbrannten Europa in den Sinn gekommen — allen daselbe Los, dieselbe Angst und Verzweiflung. Sie hat dann ihr Kind und sich selbst in die Arme Gottes gelegt und die Ruhe gefunden, welche sie in dieser schwersten Lage ihres Lebens so über alles nötig brauchte. Und der Tag des Abschieds fand sie aufrecht. Zum letzten Male schrieb sie mit ihren schon zitternden Fingern das Kreuzzeichen auf die leuchtende, reine Stirn des Sohnes, hat sein ihr so innig ergebenes Herz noch einmal an dem ihren schlagen gefühlt und dann ward das letzte Lebenswohl gesprochen und das Schicksalschwert ist zwischen Mutter und Sohn zu Boden gefallen.

Sie ist dann noch einmal hingeschlichen unter den weinenden Haufen von Müttern, Gattinnen und Bräuten, die, als die Bahnhöfe für das Publikum gesperrt wurden, an die Böschungen der Schienenstränge sich drängten, um einen letzten Schimmer der über alles geliebten Augen zu erhaschen.

Aber es ist ihr nicht gelungen. Einsam ist sie in die Stadt zurückgewandt in das altehrwürdige Gotteshaus und vor dem Bild der schmerzhaften Mutter zusammengebrochen.

Drei Tage später hat in der allerersten Verlustliste der Name ihres Kindes gestanden.

Mit der Nachricht im Schoße sitzt die Mutter in ihrem lichten Zimmer, wo zwischen Blumen das Bild ihres schönen, starken Jungen steht, in stummem Schmerz. Lange wird es währen, bis sie weinen kann.

Auf der Straße singen Leute: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Eine Stimme ruft laut: Wir haben nur einen Toten. Hurra, hurra, hurra!

Bonifatiusverein und Krieg.

Unter den unliebsamen Wirkungen, die der Krieg auf allen Gebieten unseres wirtschaftl. Lebens zeitigt, hat auch der Bonifatiusverein zu leiden. Dieser Verein hat ja zur Erreichung seiner wichtigen Aufgaben kein großes Kapital angelegt, er lebt von den ständig eingehenden Geldern, er lebt gleichsam von der Hand in den Mund. Eine unausbleibliche Folge des Krieges aber ist es, daß diese Gaben jetzt spärlich eingeht oder von solchen, die sonst regelmäßig zu geben pflegen, vielleicht ganz ausbleiben. Die Aufgaben des Bonifatiusvereins bleiben aber dieselben. Er hat Kirchen erbaut und muß noch für viele von ihnen einen beträchtlichen Teil der Zinsen aufbringen; ferner müssen die Gehälter der Geistlichen und Lehrer weitergezahlt werden. Das möge man bedenken und wenn auch an unsere Opferwilligkeit eben viele andere Anforderungen gestellt werden, der Bonifatiusverein, der wichtigste Verein der deutschen Katholiken, sollte darunter doch unter keinen Umständen leiden. Vor allem möge man die mühsam geschaffenen Organisationen des Vereins, die Einigungen, nicht einschlagen lassen.

Eine weitere Aufgabe erhebt durch den Krieg auch dem Bonifatiusvereine, der ja dem Bonifatiusverein angegliedert ist. Ruhte bisher die Sorge für die Diasporakinder, namentlich für die Kommunitantenanstalten und Waisenhäuser, drückend auf seinen Schultern, so wird diese Sorge in Zukunft noch größer, da doch infolge des Todes mancher katholischer Männer aus der Diaspora viele Kinder solchen Anstalten zugeführt werden müssen. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn vielleicht in einigen Wochen mancher Geistliche, dem eine solche Kommunitantenanstalt unterstellt ist, in besonders eindringlicher Weise an unser mildtätiges Herz appelliert.

Auch in dieser Zeit erweisen wir sicher nicht nur der Diaspora, sondern auch unserem Vaterlande einen großen Dienst, wenn wir wie bisher unser Scherlein dem Bonifatiusverein zuwenden, und wenn wir auch des Bonifatiusvereins nicht vergessen. Denn die von ihm versorgten Kinder sind Kinder unseres deutschen Volkes, vielfach Kinder, deren Väter auf dem Schlachtfelde ihr Blut vergossen haben. Geben wir unser Scherlein jetzt besonders in der Absicht, daß Gott den Seelen unserer teureren gefallenen Krieger gnädig sei!

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Die Zuchtmittel.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Bei der Frage „wohin“ gestraft werden soll treten manche Erzieher noch für den Rücken und die innere Handfläche ein (sog. Lagen). Schulrat Sachse meint, daß „bei Vergehen von geringerer Bedeutung, namentlich bei allen strafwürdigen Handlungen, welche keine Frechheit, keinen Stolz, keinen Trotz zur Grundlage haben, mildere Schläge auf den ohnehin zum Tragen bestimmten Rücken die besten Dienste tun.“ Diese Art der Züchtung hält er „schon aus dem Grunde für edler und empfehlenswerter, weil dabei dem zu Strafenden die dem Menschen eigentümliche aufrechte Stellung gelassen werden könne“, sobald allerdings „durch ein Verbeihen des Schmerzes eine erzogene Abhärtung gegen die Strafe zu Tage treten sollte“, ist er für die andere „derbere“ Art der Schläge, die er bei größeren Vergehen, namentlich bei Halsstarrigkeit, Stolz, Trotz, überhaupt für angebracht hält. Der Verfasser schreibt allerdings zunächst für die Schule und für die Lehrpersonen, selbstverständlich können aber derartige Ratschläge auch anderen Erziehern, besonders den Eltern, manchen beachtenswerten Wink geben. Im allgemeinen werden unseres Erachtens die hier gemachten Unterschiede bei dem Kind durch die eigenen Eltern erteilten Strafe weniger ins Gewicht fallen, weil es die mit der „derberen“ Züchtigung verbundene Demütigung da nicht so hart empfindet, als wenn sie von anderen Erziehern von ihm verlangt wird. Jedenfalls ist die von Alban Stolz empfohlene Strafart zur Zeit für ernstere Vergehen, die fast allgemein in Schule und Familie gebräuchliche; sie ist wirklich fühlbar, kann entsprechend abgestuft werden und bringt jedenfalls für die Gesundheit keinerlei Schaden. Und wenn auch wirklich einmal ein paar blaue Striemen noch eine Zeit lang an die Strafe erinnern, so macht das nichts, sie werden sogar — so meint Garold, der vorzügliche Kenner der Knabenseele in einer seiner prächtigen Schülersgeschichten — „Kleine Brauseköpfe“ (Freiburg, Herder) — „aus irgend einem unerklärlichen Grund nach geziemend erdulter Strafe fast immer einen unaussprechlichen Trost gewähren.“ Unseres Erachtens fühlt das Kind hier, wenn auch nur dunkel, was der Dichter Rückert so schön ausdrückt in den Worten:

„Die Strafe macht dich frei von dem Gefühl der Schuld,
Drum straft dich Kind nicht Zorn des Vaters,
sondern Schuld.“

Gerade während wir diese Artikel schrieben fiel uns eine vor kurzem neu erschienene Broschüre: „Beiträge zur Erziehung der männlichen Jugend“, Heft 6: „Die Erziehungsstrafe“ in die Hand, in der Kaplan E. Schopen diese Frage theoretisch und praktisch behandelt und für Eltern und Erzieher sehr wertvolle Anregungen gibt. Im Gegensatz zu dem bekannten Pädagogen Förster, der von der körperlichen Züchtigung nichts wissen will, tritt Schopen für die Beibehaltung derselben in der Knabenzeit ein, aber in einer von der jetzt ziemlich allgemein üblichen Praxis verschiedenen Form, während er der Neuschöpfung einer eigenen Jünglingsstrafe das Wort redet.

In der theoretischen Begründung der Körperstrafe würdigt der Verfasser vor allem ihre **sittliche Bedeutung**. Der Gedankengang ist etwa der folgende: Wenn der Knabe die Züchtigung nicht als Racheakt des erzürnten stärkeren Vaters empfindet, sondern als die notwendige Sühne für das begangene Unrecht, wenn er in dieser Auffassung die schmerzvolle Strafe reuig auf sich nimmt, dann ist sie nicht erniedrigend, dann wird „diese Strafe geahndet durch den Gehalt der freiwilligen Buße, des Sühnens und Wiedergutmachens der eigenen Tat gegenüber einer höheren Ordnung und Gesetzmäßigkeit des Lebens, die verletzt und entweiht worden ist.“

Dieser Charakter der Züchtigung und diese Auffassung davon beim Knaben liegt ganz in der Hand des Vaters. Straft der Vater grundsätzlich niemals im Zorn, sondern stets in Ruhe und mit sichtbarem Schmerz darüber, daß er strafen muß, straft er nicht für jeden Fubereck, der ihn stört, sondern nur für eine wirkliche Verletzung der sittlichen Ordnung, dann aber auch stets und konsequent, straft er ernst und väterlich seinen Knaben, dann wird dieser die **sittliche Bedeutung** erfassen oder vielmehr die

hohe sittliche Auffassung der Strafe wird unwillkürlich und selbstverständlich auf den Knaben übergehen, sich ihm mitteilen, kraft des Feingefühls, mit dem der jugendliche Mensch edle Gesinnungen anderer empfindet und sich ihnen anpaßt. Wird der Vater so im Vollbewußtsein seiner verantwortlichen Aufgabe dem Knaben gegenüber handeln, dann lernt der Knabe die Hand des Vaters küssen, wenn sie ihm auch Striemen schlägt, durchdrungen von der sittlichen Bedeutung der Strafe, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß er als Eigentum — Gottes, — des höchsten sittlichen Wesens zur büßenden Verantwortung vor dessen Stellvertreter erscheinen muß.

Vor der Autorität des Vaters gibt es für ihn keine verletzte Scham kein beleidigtes Ehrgefühl. Er hat unbedingtes Recht über sein Kind und wie es den erzieherisch auf voller Höhe seines Berufes stehenden Vater willig bis auf den Grund seiner sich entwickelnden Seele schauen läßt, so gibt es ihm auch willig seinen Leib zur Strafe hin. Wie wir vor Gott niemals das Gefühl der Entehrung, der verletzten Selbstachtung haben können, so darf dieses Gefühl auch nicht möglich sein vor dem Vater. Das Verhältnis zum Vater, dem Stellvertreter Gottes, ist etwas anderes, wie das Verhältnis zu jedem andern Menschen. Der Vater, der Stellvertreter Gottes, dessen Fleisch und Blut ich bin, hat Recht über mich auch das demütigendste über meinen Leib. Ein Abhängigkeitsverhältnis und eine restlose demütigende Unterwerfung, die jedem anderen Menschen gegenüber Schmach und Entehrung wäre, ist hier heilig und nicht beschämend, sondern natürlich; vom Vater habe ich das Leben und er formt mich wie der Bildhauer die Statue zu dem Menschen, der ich werden muß. Dem Vater gab solche Gewalt über mich Gott selbst, der in Erzeugung und Erziehung Hand in Hand mit ihm gewirkt. Und darum ist gerade die körperliche Züchtigung als die tiefgreifendste und faßbarste Demütigung, der erschöpfende Ausdruck des innigsten und tiefsten Verhältnisses zwischen Erzieher und Zögling. Wenn der Vater oder der seine Stelle vertretende Gesamterzieher von dieser hohen idealen Auffassung der Strafe durchdrungen ist und wenn er es einigermaßen versteht, auch dem Knaben diese Auffassung beizubringen, dann wird die Jugend auch in unserer Tagen die tiefste Demütigung vor der Autorität — sich willig züchtigen zu lassen von der Hand des Vaters oder des seine Stelle vertretenden Erziehers — nicht verlernen, indem sie diese nicht als Schmach und Entehrung betrachtet, sondern dankbar und demütig die Hand küßt, die sie nicht nur weich, sondern auch fest und in beidem liebevoll stützt auf dem für den jungen Fuß so steilen Weg zur Höhe des Lebens und des Charakters.

Und wann hat der Vater die Gewähr, mit pädagogischer Meisterschaft die Strafrute gehandhabt zu haben? Wenn eines Tages sein Junge zu ihm kommt, ihn für ein noch nicht entdecktes Vergehen um Verzeihung bittet und sagt: „Vater, gib mir die Strafe, die ich verdient habe!“ Eine solche Höhe sittlicher Auffassung der Strafe im Knaben ist nicht unmöglich, wenn sie im Vater tatsächlich ist. — Dies ist ganz kurz skizziert der Gedankengang der beiden ersten Kapitel der erwähnten Schrift, die wir dankenden Eltern und Erziehern bestens empfehlen können. Ueber die Art und Weise, wie der Verfasser sich die „Reform der Strafvollstreckung“ denkt, demnächst Einiges.

Das katholische Volk und der Krieg.

Unter dieser Ueberschrift finden wir in der „Köln. Volksztg.“ aus der Feder eines Geistlichen das nachstehende Stimmungsbild, das in seinen Grundzügen die Stimmung wiedergibt, die jetzt überall in kath. Gegenden herrscht.

Der Ruf des Kaisers an die wehrfähigen Männer Deutschlands bedeutete für das katholische Volk in Wahrheit zunächst eine Herzensmobilmachung, wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ es so schön genannt hat.

War das eine Seelsorgsreue seltener Art, als in der Nacht des 31. Juli die ersten nächtlicherweilen Einberufenen uns mobil machten. Die Nacht am Rhein jügend kamen sie vor das Pfarrhaus, Abschied zu nehmen, aber auch noch einmal Frieden zu machen mit dem Herrgott und sich mit dem Brote des Lebens zu stärken. Männer und Jünglinge, die in diesem Augenblicke sofort zu Gott aufschauen und für ihre Seele sorgen, die achten den Leib nicht mehr, die halten ihren heiligen Fahnen schwur, und die können auch nie zu rasenden Bestien werden auf dem Schlachtfelde, die müssen tapfere und wohldisziplinierte Soldaten sein.

Zwei Tage gab es harte, aber auch überaus tröstliche Arbeit in der Kirche. Am Montag morgen zog der stärkste Trupp hinaus mit klingendem Spiel. Wie haben die Augen geleuchtet, als ihr Seelsorger auf der Höhe des Berges ihnen noch einmal den Blick zurückwandte auf das Gotteshaus, in dem sie so viel Gnade empfangen, auf das liebe Dorf, in dem sie so viel Teueres zurücklassen mußten; wie haben sie jubelnd in das Hurra eingestimmt auf Kaiser und Reich und dann stumm dankend ihrem Pfarrer die Hand gedrückt. Lieb Vaterland magst ruhig sein, hab ich mir gedacht, jeder Mann ein Held. Die halten das Wort, das mir ein braver Bergmann sagte: „Wäre nur der Abschied vorüber, wären wir nur über den Berg — dann geht es vorwärts auf den Feind!“

Auch die Zurückbleibenden sind mobil! Die Tränen abgewischt und dann an die Arbeit! Am Bahnort, dreiviertel Stunde entfernt, fehlt es an Geschirr zur Speisung der durchziehenden Truppen. Ein Wort, und zwei schwerbeladene Wagen mit Geschirr gehen ab. Eine Kollette in der kleinen Pfarrgemeinde von armen Bergleuten ergibt 600 Mark, ein Verein stiftet aus seiner armen Kasse 100 Mark, die meisten Einwohner überlassen das Quartiergegeld der letzten Einquartierung vor dem Kriege. Eine Last Leintwand geht an ein nahe Kloster, das mit Verwundeten belegt wird, Eier und Kartoffeln werden freudig beigesteuert. Die Jungfrauen sammeln sich sonntäglich zum Stricken. Es ist das köstliche Opfer der Wittwen und Kleinen!

Am rührendsten ist die religiöse Mobilmachung in den Gemeinden. Die hl. Messe am Morgen ist äußerst stark besucht; zahlreiche Pfarrkinder opfern täglich die hl. Kommunion auf. Am Abend eilt man in Scharen zur Vitanacht in die Kirche. Wenn die Dunkelheit hereinbricht, die zur Ruhe läßt, sammeln sich noch ganze Prozessionen um die Kreuze an den Wegen. Blumen schmücken sie, Kerzen leuchten mit den Sternen um die Bette in stiller Nacht. In den Staub geworfen rufen die frommen Väter, zu bangen, opferfreudigen Herzen zum Vater droben, daß er die Väter, Söhne und Brüder draußen schütze. Ein wetterharter Krieger aus Westfalen gestand mir: „Bei diesem Bilde habe ich seit langem zum erstenmale geweint!“ Ja, das ist der hl. Geist, der aus unserem gläubigen Volke in unaussprechlichen Seufzern betet. So stehen christliche Germanenfrauen, Heldentöchter, hinter der kämpfenden Front!

Frauentreue.

Zwei wundervolle Beispiele erhabenster Frauentreue hat uns die letzte an Nöten und Bitternissen schwere Zeit gebracht und damit bewiesen, daß große Zeiten große Menschen hervorrufen. Es sind Beispiele, die, solange Menschen sich erinnern können, wie strahlende Sterne am Himmel der Geschichte stehen werden.

Das erste Beispiel gab die Frau und Gemahlin des österreichischen Thronfolgers, als sie an dem furchtbaren Tage von Serajewo, der für ganz Europa zum dies irae werden sollte, unerschrocken, ohne Wimperzuden, neben dem gefährdeten Gatten aushielt, nachdem schon die Bombe gegen seinen Wagen geschleudert worden war. Nichts konnte sie abhalten, sich dem Schicksal anzusehen, das sich ihrem Gatten bereitete, und so sank sie mit ihm zusammen unter der mörderischen Kugel eines elenden Feiglings, der nicht zu ermessen in stande war, welch edles Opfer er sich erwählt hatte.

Ebenso erhaben ist der Tod jener preussischen Edelfrau von Klügow, die auf den Kriegsschauplatz eilte, den Körper des auf dem Felde der Ehre gefallenen Generals heimzuholen in die Vätergruft, und die ihr Leben unter den Händen feiger Mordhämmer lieh.

Bei diesen Frauen zeigte sich in Wahrheit die Liebe stärker als der Tod. Vielleicht ist dieser schreckliche Krieg ausersehen, die Frauen wieder zu Heldinnen der Pflicht und der Treue zu machen. Vielleicht soll er aufs neue von der Heiligkeit und Unlöslichkeit des Ehebundes predigen und seine gesunkene Würde in strahlendem Glanze herstellen. Aus dem bedenklich um sich greifenden Niedergang der letzten Jahrzehnte steigen die Bilder solcher Heldinnen in unsterblicher Schönheit zu heiligster Mahnung empor. Mögen die anderen, die sich etwa aus eiler Gefallsucht und um Aufsehen zu erregen an Gefangene und Offiziere frech herandrängen, vereinzelt bleiben im deutschen Vaterlande. Mögen Größe, Stärke, Opfermut und Entschlossenheit das Kennzeichen unserer Frauentreue sein, so daß wir dem Ausland gegenüber nicht zu erröten brauchen, um weniger unwürdiger Schlingensiefel zu sein.